25/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Fischzug im Gebirge

Bei Forellenzüchtern in den Rhodopen

Anatomie eines Saltos

Der „Tsukahara“ im Wandel der Zeiten

Eisblümchen am Baikal

Mit 29 Grad Frost kam der Winter nach Irkutsk – Taschkent aber packt bei über 20 plus die Badehose noch nicht ein.

★ Inhalt

Reportage
Bei Forellenfischern in den Rhodopen **Seite 4**

Wirtschaftsnotiz
Grauguß- und Stahlgießerei in Algerien mit DDR-Hilfe gebaut **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Wie es zum Mondsalto kam **Seite 16**

Spielzeug
Besuch in Sagorsk, wo erdacht wird, woran Kinder ihre Freude haben **Seite 20**

Dokumentation
Nikaragua – Geschichte einer Aggression **Seite 24**

Memoiren
Vera Figner – Erinnerungen einer Revolutionärin **Seite 26**

Serie
Gerettete Kunstschätze 4. Folge **Seite 28**

Das Gesicht
Wolfgang Kohlhaase **Seite 30**

Musik
Junge ungarische Talente im Kodály-Institut Kecskemét **Seite 32**

Literatur
Valentin Rasputin: „Die Alte“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Neue Kinderserie
„Die zwölf Monate“ **Seite 40**

Märchenserie (5)
„Der goldene Karpfen“ **Seite 41**

Leserforum **Seite 42**

Bildinformation
Aus dem Leben einer seltenen Antilope **Seite 45**

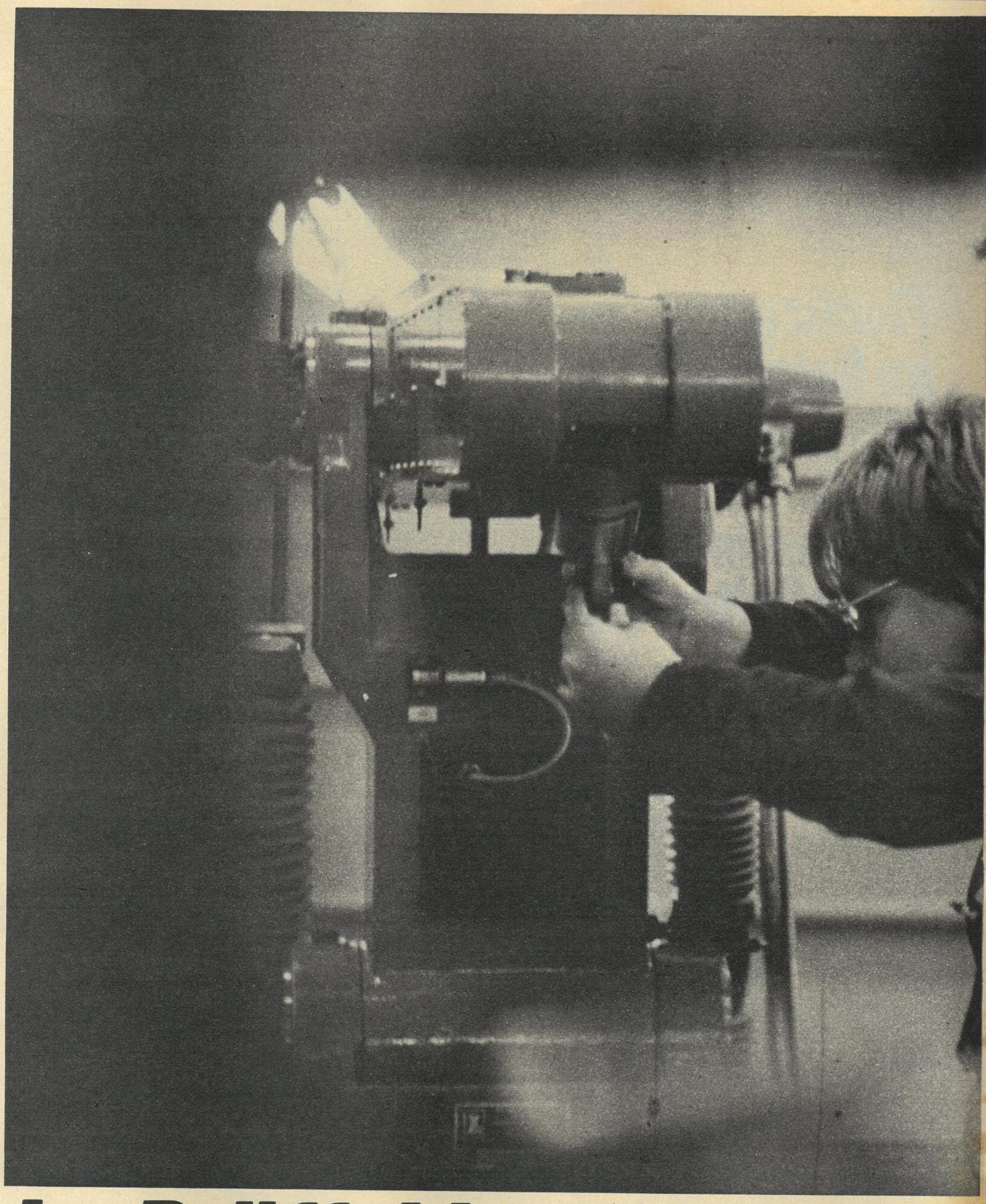
Tourismus
Vorschau auf die neue Reisesaison in die UdSSR **Seite 46**

Ökologie
Gegen den Raubbau an Korallenriffen **Seite 50**

Titelbild:
Detlev Steinberg fotografierte es im östlichen Sibirien

Redaktionsschluß für dieses Heft: **3. 12. 1984**

★ Im Blickpunkt



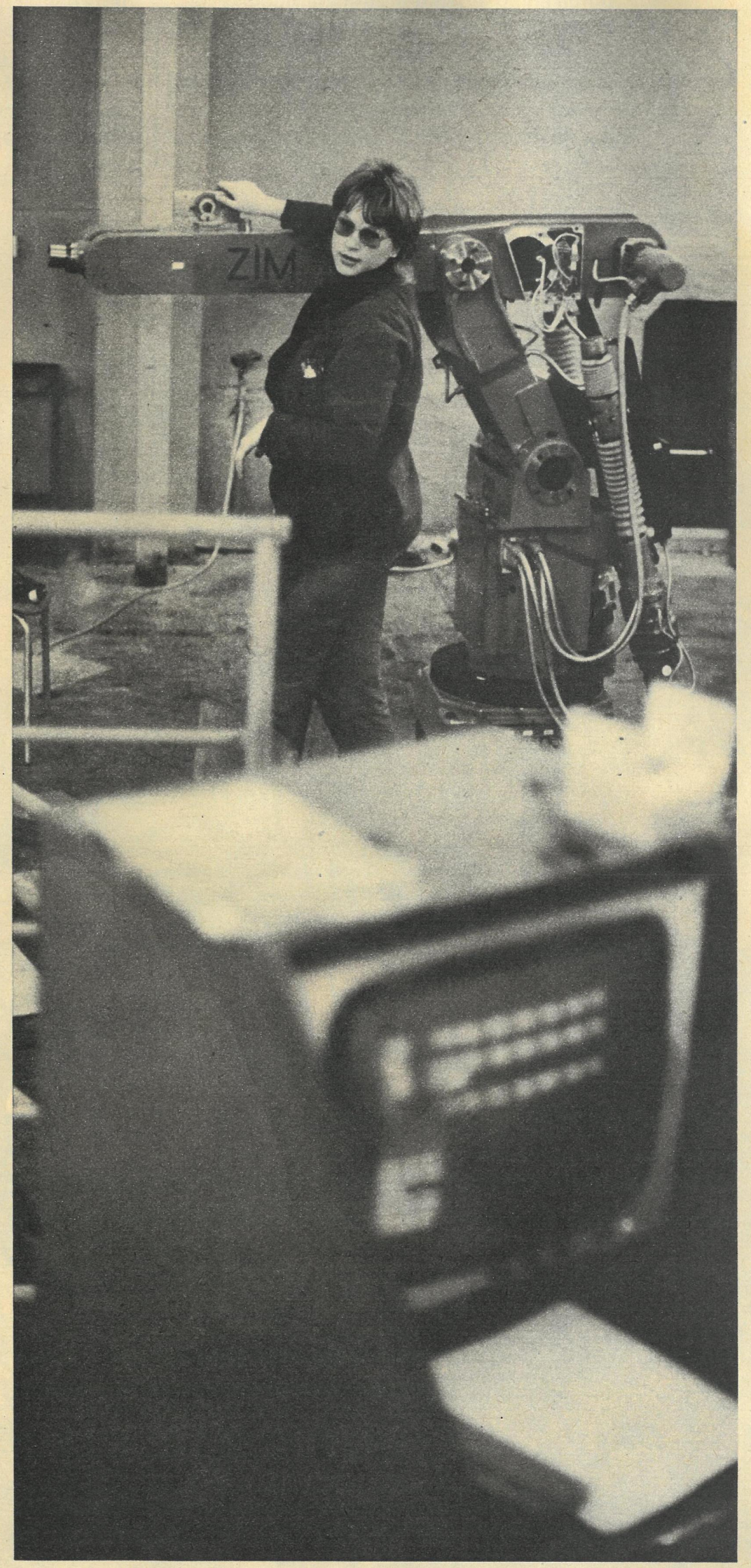
Im Prüffeld

Sie bewegen sich in gleichbleibendem Rhythmus. Schwenken, greifen, drehen, hoch den Arm und wieder senken... Roboter im Prüffeld. Über siebzig Stunden im Test, Bewährungsprobe nach vorbestimmtem Programm. Erst danach wird ihnen Tauglichkeit attestiert, für Qualität gebürgt. Während sie, in der Halle aufgereiht, Tätigkeiten simulieren, bringen Ingolf Schröder, der BMSR-Mechaniker und Lehrling Kerstin Häntschke (Fotos) einem weiteren Sprößling aus der Roboterfamilie, einem ZIM 10-1, das Arbeiten bei.

Die Endmontage der Roboterfertigung im VEB Metallurgieanlagen Wittstock ist ein Prüffeld für die Fähigkeiten der Facharbeiter aus dem bewährten Jugendkollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft, einer von 23 Jugendbrigaden. Die 9. Tagung des ZK der SED und die Aufgaben aus dem Thälmannaufgebot der FDJ fordern sie erneut. „Auf uns ist Verlaß“, sagt Meister Uwe Schnell. „Das haben wir oft bewiesen. Mit Einsatzbereitschaft, auch weit über die normale Schicht hinaus.“

So haben sie Anteil daran, daß sich ihr Betrieb seit dem X. Parteitag zu einem angesehenen Partner vieler Kombinate entwickelte. 1980 begann die Serienproduktion der ersten Roboter. Neuland, das sie da bestellten. Ihre Ideen, ihr Fleiß brachten Erträge. Roboter aus Wittstock sind heute Teil automatisierter Fertigungsabschnitte in der Maxhütte, in den Stahl- und Walzwerken Riesa und Brandenburg, im LKW-Werk Ludwigsfelde oder im LEW Hennigsdorf. Sie schweißen, schleifen, stapeln, transportieren, beschicken Maschinen...

Bis Ende des Vorjahres waren 277 Industrieroboter aus Wittstock in Betrieben der Republik eingesetzt. Jeder von ihnen setzt 2–3 Arbeitskräfte für andere volkswirtschaftlich wichtige Aufgaben frei. In diesem Jahr kommen 138 Roboter hinzu. Inzwischen wurden auch Fachleute aus den RGW-



Ländern auf die Wittstocker aufmerksam. In den letzten Wochen erhielten sie Besuch. Experten aus der Sowjetunion, der ČSSR, Rumänien und Ungarn. Sie interessierten sich für Produktion und Einsatzmöglichkeiten der Erzeugnisse. Noch im Dezember reist ein Roboter zu Testzwecken in die Sowjetunion.

Mit Blick auf die 85er Ziele orientieren sich die Kollektive darauf, Erkenntnisse aus Wissenschaft und Technik noch schneller in Produktionsergebnisse umzumünzen. Gegenwärtig beträgt der Erneuerungsgrad ihrer Produktion 55 Prozent. Für nächstes Jahr haben sie ähnlich hohe Ziele. „Eine Grundlage, dies zu erreichen", sagt Parteisekretär Horst Telschow, „ist unser Vorhaben, bis zum 21. Dezember den Jahresplan einschließlich unserer Wettbewerbsverpflichtungen zu erfüllen, wie wir es in einem Brief an Genossen Erich Honecker versprachen. Unsere Vorbereitung auf den XI. Parteitag werden neue Wettbewerbsverpflichtungen begleiten. Die 9. Tagung ist dabei Maßstab unserer Arbeit, ist ein Prüffeld für uns."

W. Tautenhahn (Text)
V. Hohlfeld (Fotos)

Durch endlose Wälder streifen, Hügelketten überwinden. Immer wieder Menschen treffen, den Reichtum der bulgarischen Rhodopen. Sie hüten Schafe zu Herden auf den fruchtbaren Almen, stauen Quell- und Schneewasser der Bäche zu klaren Bergseen, errichteten an den künstlichen Wasserläufen Kaskaden, um mehrfach die Kraft des Wassers in Energie zu verwandeln. Uns lockten die Flöße auf den Talsperren. Auf ihnen dahintreibend, erfuhren wir von einem in dieser Gegend neuen, äußerst ertragreichen Wirtschaftszweig.

Fischer in Orpheus' Bergen

Eine Reportage
von
Wolfgang Tautenhahn
(Text)
und Detlef Christel
(Fotos)

Fischer in Orpheus' Bergen

Auf dem Motorboot hinüber zu den Flößen im See. Das klare Wasser spiegelt die „Schneeberge der Thraker". So nannte einst Homer die Rhodopenhügel. Auch der sagenumwobene Orpheus war hier heimisch, soll mit seinem bezaubernden Gesang Pflanzen und Tiere betört haben. Alles Legenden. Über uns kreisen aufgeregt die Möwen, schreien uns heiser und aufdringlich zu. Selbst Orpheus hätte wohl keine Macht über sie, die ständigen Begleiter der Fischer von Dospat.

Was sich aus der Vögel Perspektive oder von des Berges Höh' wie gemächlich dahintreibende Flöße ausnimmt, sind simple Produktionsstätten, sind Steganlagen der Fischzüchter. Wohl zwanzig zählen wir auf dem Dospater Stausee, jede bestückt mit 32 Wasserkäfigen. In jedem Käfig werden an die 2000 Forellen gemästet. Das macht zusammengerechnet...

Brigadier Julian Stamboliev rechnet da anders: „130 Tonnen sieht in diesem Jahr der Plan vor. Bis jetzt haben wir gut 100 Tonnen Forellen geerntet." Das war Mitte Oktober.

Der Schiffsführer vertäut das Boot am Floß. Wir steigen über. Begeben uns auf schlingernde Planken. „Weiberwirtschaft", sagt der Brigadier und meint es freundlich, denn er führt uns seine ordentlichste Anlage vor. Achteinhalb Stunden am Tag verleben Svetla Salapateva und Rusha Stambolieva bei den Fischen. Füttern, Netze kontrollieren, Forellen sortieren, das Floß säubern, wieder füttern. Tagein, tagaus. Woche für Woche.

Svetla, gerade 18, hat etwas vom Wesen einer Nixe. Behend hantiert sie mit Kescher und Netzen, schwingt mit leichter Hand die Futterschaufel über die Käfige, hält scheinbar Zwiesprache mit den Fischen. Sie ist Fischerin aus Berufung. „Ich bin hier, weil es mir Spaß macht", erklärt sie. „Natürlich auch, weil ich gebraucht werde. Beides gehört wohl zusammen. Eine Freundin arbeitet auch in diesem Betrieb. Die schwärmte geradezu. Ich sah mir das alles an, fand auch Gefallen. Ich bleibe!"

Auch wenn es manchmal einsam und eintönig ist?

„Ist es ja nicht. Den lieben langen Tag gibt's viel zu tun. Sehen Sie, was passiert, wenn ich jetzt füttere, wie viele Fische dann nach oben schnellen." Sie bringen, nach Futter jagend, das Wasser zum Brodeln. Die Forellenschar springt ihr förmlich zu. Svetla genießt es wie ein Dompteur die gelungene Dressur im Zirkus.

Sechs bis sieben Monate verbringen die Forellen in ihrer Obhut. Den Sommer über wachsen sie bei 14 bis 20 Grad Wassertemperatur zu prächtigen Anderthalbpfündern heran.

Rusha, 46jährig, beobachtet etwas abseits das Treiben. Sie habe den rechten Blick für die Fische, sagen ihr die Fischer nach. Das macht die jahrelange Erfahrung im Umgang mit ungezählten Forellengenerationen. Dabei mußte ihr Mann sie erst beharrlich überreden, auf das Floß zu steigen. Heute ist er ihr Brigadier und sie seine beste Arbeiterin. Als wir sie fragen, wie es sich arbeiten läßt, mit dem Ehemann als Leiter, spitzt Julian die Ohren. „Oh, ein Leiter muß nun mal streng sein", antwortet sie. „Als Brigadier darf er nichts durchgehen lassen, auch bei mir nicht."

FISCHEREIDIREKTOR – Nedjaltscho Bekriev, Produktionsleiter des Fischereibetriebes Smoljan: „Bis hinauf zu 1800 Metern über dem Meeresspiegel betreiben wir Fischzucht. Dabei nutzen wir die ergiebigen Wasserquellen für unseren, in diesem Bergbezirk noch recht jungen Wirtschaftszweig."

Kein Fluß, der bergauf fließt

Der Wind treibt den heulenden Singsang von Motorsägen herüber. Holzfäller sind die Nachbarn der Fischer. 83 Prozent der bulgarischen Nadelwälder wachsen in den Rhodopen, und Dospat ist von Fichten gesäumt.

Dospat, das ist Bulgariens zweitgrößter Stausee. Knapp zwanzig Kilometer lang, zwischen 500 und 1000 Meter breit, sammelt er die reinen Wasser des gleichnamigen Flüßchens und anderer Gebirgsbäche. Er entstand 1967 als Wasserreservoir und Energiespender. Hier beginnt seitdem eine der drei Wasserkraftkaskaden der Rhodopen. Das sind hydroenergetische Objekte in den Bergen, Pumpspeicherwerke darunter, die den Energiehunger von Industrie und Landwirtschaft stillen helfen.

Dospat wählten wegen des Bergsees bald viele Wanderer zu ihrem touristischen Ziel. Er bietet während des Sommers ausgiebigen Badespaß, verführt zu reizvollen Bootsfahrten, und beim Lagerfeuer auf dem Zeltplatz klingt zwischen Rock und Pop bisweilen die Gydulka auf, ein in den Bergen beheimatetes Saiteninstrument.

Aber wie es zu den Fischen kam, weiß Julian Stamboliev nicht so genau zu sagen. Nur, 1976, als die Fischwirtschaft sich im östlichen Seerevier breit machte, fragte man auch ihn, ob er nicht umsatteln wolle. „Ach, so ein neuer Kram! Was soll das, Fischer in den Bergen?" Aber er wußte, der Lauf des Wassers und der Zeit waren nicht aufzuhalten. Und der gelernte Landwirt ließ sich auf das große Abenteuer ein. Die Natur als Arbeitsumwelt brauchte er nicht zu entbehren. Arbeit scheute er noch nie. Das Wasser zog ihn an. Also lernte er um und lernte dazu. Mit den Jahren kam die Erfahrung. Er ist heute ein geachteter Fischer, aber von der Landwirtschaft trennte er sich niemals. Zehn Schafe, ebensoviel Hühner, eine Kuh und ein Pferd verlangen nach Feierabend seine Zuwendung.

Des Fischers Ärger, des Anglers Freud

Bei der Überfahrt sonnt er sich in den Erfolgen. Würdevoll inspiziert er Floß für Floß. Trüge er dabei einen Dreizack, man könnte annehmen, Neptun persönlich sei soeben aus den Fluten gestiegen. Ein zufriedener Julian.

Er hat auch seinen kleinen und großen Ärger. „Kein Fisch ist ohne Gräten, und kein Mensch ist ohne Mängel. Erst gestern hatten wir eine Störung an der Waage. Es gibt ein genaues, auf die Minute abgestimmtes zeitliches Regime. Aber gestern geriet es durcheinander. Da wartete der Kraftfahrer, der unsere Fische abholen wollte, da wartete der Verarbeitungsbetrieb, da wartete der Händler, alles wartete – nur weil unsere Waage nicht funktionierte..." Und er braust auf, als wäre es erst eben geschehen. „Es geht nämlich um das Ansehen der Fischer, ihre Berufsehre. Versteht ihr?" – Wir verstehen.

Anders war es im Vorjahr. Da zerriß der Sturm, der von den Schneebergen herunterfegte, die Netze. Vier bis fünf Tonnen Fisch auf und davon... Die Fischer stellten den Forellen nach, spannten Netze am Ausfluß des Sees. Einen Großteil hatten sie wieder eingefangen, aber trotzdem, der Plan war nicht mehr zu erfüllen.

Nur so mancher Angler kann da frohlocken, der künftig hier gute Fänge landen wird. „In diesem Jahr hatte ein Sofioter Petrijünger eine acht Kilo schwere Forelle am Haken", erzählt er. Berichtet man von großen Fischen, liegt der Verdacht nahe, daß da einer Anglerlatein verbreitet. Aber Julian bestätigt den Fang nachdrücklich und führt Zeugen an.

Da müssen wir einfach gegenhalten, wissen wir doch von einem noch größeren Rhodopenfisch. Wir lasen es bei Iwan Wasow, dem angesehenen bulgarischen Poeten. 1892 durchwanderte er die Rhodopen, hinterließ uns einfühlsame Naturschilderungen, übermittelte uns manche Sage. So diese: Durch den aufgebrochenen Spalt eines Bergsees entweichendes Wasser riß ein riesiges Tier mit sich, einen Fisch, so groß wie ein Wal. „Dieses Ungeheuer sei schließlich zwischen den Dörfern Elider und Kjussemuratliewo auf dem Trockenen geblieben und verendet", schreibt Wasow. „Drei Monate hätten die Hunde der umliegenden Dörfer sein Fleisch gefressen..."

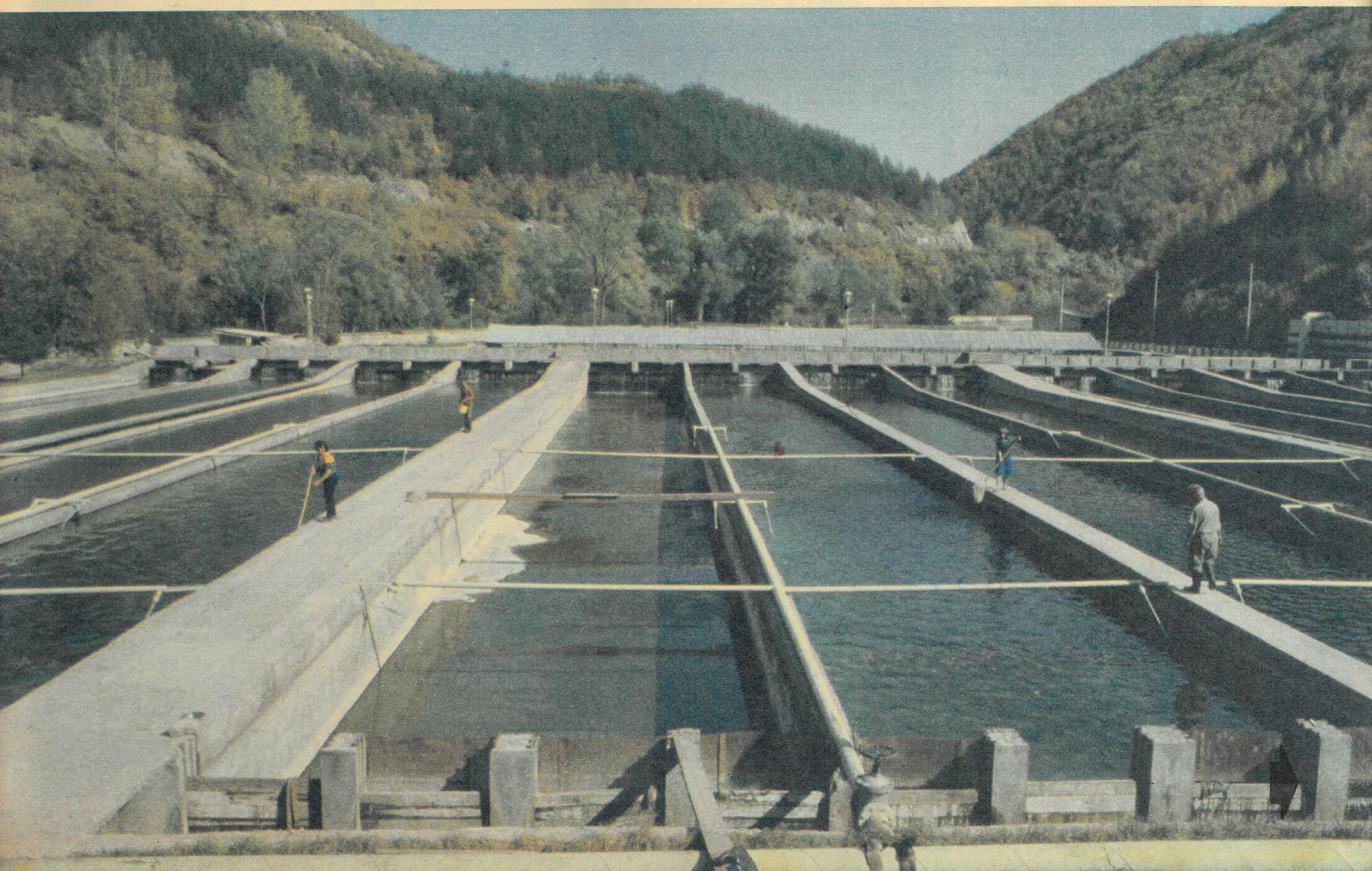
Da weiß Julian nichts mehr zu entgegnen. Wir sollten aber Nedjaltscho Bekriev fragen, den Tierdoktor aus Smoljan. Der würde von noch ganz anderen Fängen wissen. Und prompt tischt er uns am nächsten Tag einen Karpfen von 15,6 Kilogramm auf. Vergleicht ihn mit einem Kälbchen.

Drei Gründe für reiche Fischgründe

Kälber waren seine Welt. Hunderten hat der Veterinär zum Leben verholfen. „Seit 1978 befasse ich mich aber mit den Fischen. Das war eine gehörige Umstellung." In jenem Jahr beschloß die Regierung, die Fischwirtschaft zu inten-

---

FISCHEREIBETRIEBE – Auf zwei unterschiedliche, den natürlichen Gegebenheiten entspringende Typen von Produktionsanlagen trafen wir in den Rhodopen. Oben: Steganlagen im Stausee Dospat. Sie dienen ausschließlich der Forellenmast. Brigadier Julian Stamboliev dirigiert die Sortiermaschine, mit der die Tagesernte ausgesondert wird, an die Flöße. Unten: Zuchtbecken bei Devin, in denen der Fischnachwuchs heranwächst.



Fischer in Orpheus' Bergen

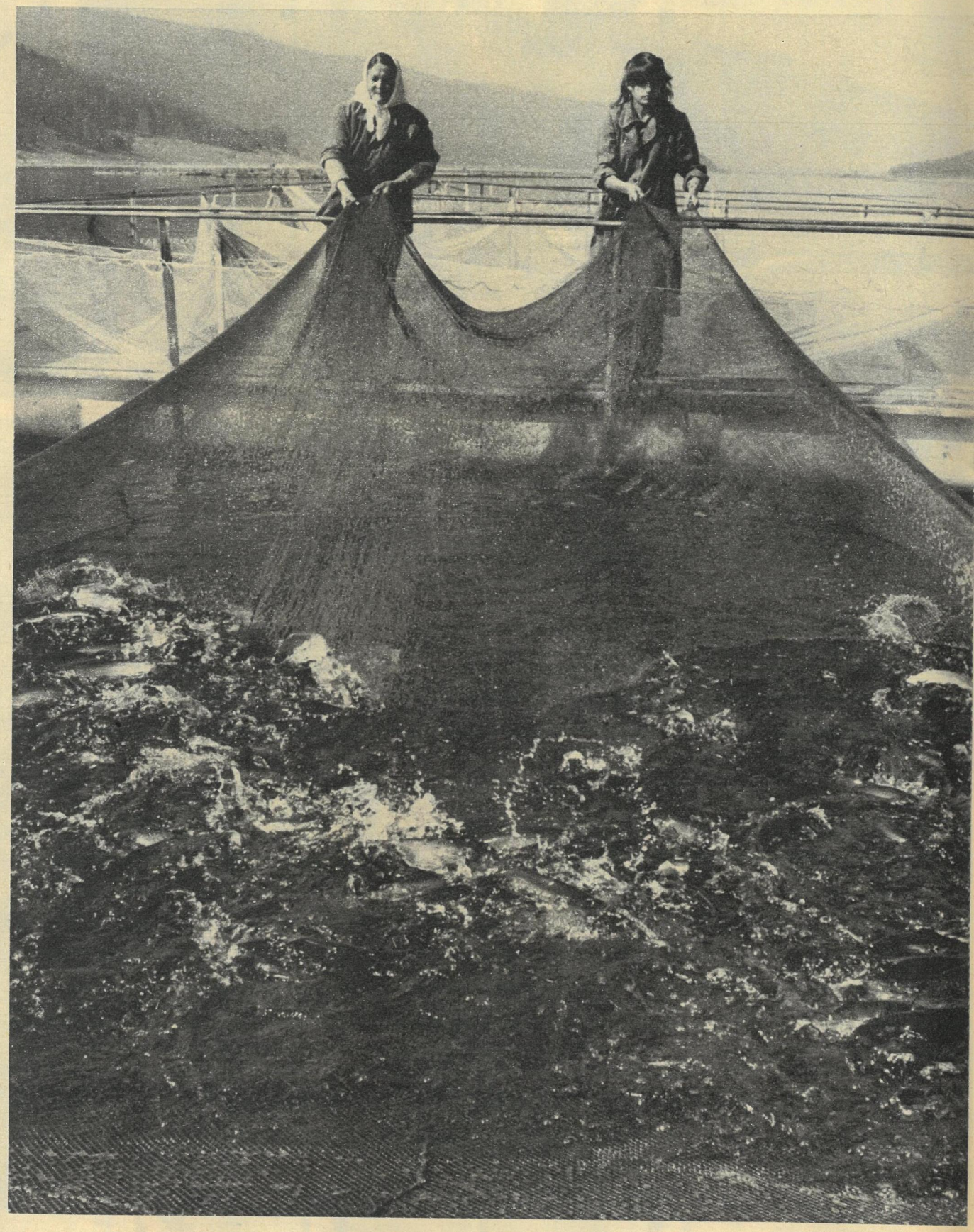
sivieren, und die Partei beauftragte den Kommunisten Nedjaltscho Bekriev, fortan als stellvertretender Direktor des Fischbetriebes Smoljan die Produktion der Flossentiere zu organisieren und natürlich auch zu verantworten.
In Bulgarien gibt es derzeit 16 Betriebe, die sich mit der Aufzucht, der Hege und Pflege von Süßwasserfischen, vorwiegend Karpfen und Forellen, befassen. Einer hat sich in Smoljan, der Bezirksstadt im Süden angesiedelt. 605 Beschäftigte sorgen sich dort um die Fische. „Gute Arbeiter sind die erste Voraussetzung, um erfolgreich so eine Aufgabe zu lösen, und gute Arbeiter gibt es in großer Zahl. Zweitens ist gutes Wasser notwendig. Das haben wir direkt aus den Quellen. Die Rhodopen sind schließlich Bulgariens größter Wasserspeicher. Und nicht zuletzt brauchen wir gutes Futter. Deshalb bauen wir ganz in der Nähe ein Futtermittelwerk, ein vollautomatisch arbeitendes..."

Dieses Werk ist zugleich eine Voraussetzung, um die vorgesehenen jährlichen Steigerungen der Erträge zu garantieren. „1982 hatten wir 2100 Tonnen Forellen geerntet. Bis 1990 wollen wir die Ergebnisse Schritt für Schritt auf jährlich 4000 Tonnen steigern. Und das ohne zusätzliche Anlagen, ohne aufwendige Investitionen. Das heißt intensivieren, neue Technologien einführen. Beispielsweise haben wir Spezialanlagen zur Anreicherung des Wassers mit Sauerstoff entwickelt und eingesetzt. Das bringt sofort höhere Ergebnisse. Wir nutzen dabei auch die Erfahrungen anderer Länder, nicht zuletzt der DDR."

Fischer, ursprünglich ein Beruf an Meeren und Seen im flachen Land. Nun unternehmen sie ihre Fischzüge auch inmitten der Bergwelt. „Und sie sind hier angesehen. Das ist inzwischen ein geachteter Beruf bei uns", sagt Nedjaltscho Bekriev. „Er findet immer mehr Zuspruch, deshalb richten wir jetzt in der Smoljaner Berufsschule eine Spezialklasse für künftige Binnenfischer ein. Nicht nur unser Industriezweig ist in dieser Region jung, sondern auch unsere Mitarbeiter. Dreißig Jahre beträgt ihr Durchschnittsalter."
Die Fischgründe des Betriebes erstrecken sich auf insgesamt 14,5 Hektar Wasserfläche. Davon 9,2 Hektar auf künstliche Becken und Kanäle. Allein 18 Zweigbetriebe züchten den Fischnachwuchs. Einer befindet sich nahe der Rhodopenstadt Devin.

Schwimmtraining im Forellen-Kindergarten

Auf kurvenreicher Strecke, immer dem klaren Gebirgsbach nach, erreichen wir den Forellen-Kindergarten. Im Schwimmbecken, zwanzig Meter breit, sechzig Meter lang, tummeln sich, je nach Temperament, die Flossentiere zu Scharen. Hinten in den überdachten und mit perlendem Frischwasser versorgten Betonkanälen sind eineinhalb Millionen Kleinfische im zarten Alter von fünf Monaten beim Schwimmtraining. Gesondert gehalten und mit aller Fürsorge umgeben, die Zuchttiere, deren Laichzeit bevorsteht.
„Es sind Regenbogenforellen – Salmo gairdneri –, ursprünglich in Europa nicht heimisch. 1882 wurden sie aus Kanada eingeführt. Seitdem sind sie als hochwertiger Speisefisch begehrt und fischereiwirtschaftlich von hohem Wert. Sie lieben ebenso wie die Bachforellen – Salmo trutta fario – kühle und schnellfließende Gewässer, werden meist in Teichwirtschaften gehalten. Die Regenbogenforellen werden 25 bis 50 Zentimeter lang. Da müssen die Kleinen hier noch ganz schön zulegen!" Georgi Simeonov, Brigadier in der Deviner Fischzuchtanstalt, gibt diese fachliche Einführung.
Er wuchs in dieser Gegend auf, sie prägte ihn. Er lernte einen der hier gängigen Berufe, wurde Forstarbeiter. „Ach, diese Wälder", schwärmt er, „seht nur, was sie für ein prächtiges Herbstkleid tragen..." Wohl nur, weil er den Wald auch weiterhin um sich hat, ließ er sich von den Fischen locken. Er war längst über die 30 hinaus, da stand auch vor ihm die Entscheidung, nochmals von vorn zu beginnen, einen völlig neuen Beruf zu meistern. Zwei Jahre lang lernte er fischen, besuchte dann eine Fachschule in der Hauptstadt. Nun verantwortet er mit seinen 14 Kollegen ein Vermögen.
Eine Fischschuppe im Geldbeutel, und das Geld geht nicht aus, sagt der Volksmund bei uns. Diesen Spruch kennt er nicht. Aber den: „Wenn wir den Plan erfüllen, dann



gibt es auch gutes Geld.“ Damit wir nicht im trüben fischen erläutert er, was für sie heißt, gut mit den materiellen Mitteln zu wirtschaften. „Wenn wir optimal füttern, also nicht zuviel, nicht zuwenig, gerade so, daß sich die Tiere am besten entwickeln, dann sind Aufwand und Ergebnis im besten Verhältnis. Das ist eine Kunst oder auch eine Wissenschaft. Aber wir haben es in der Hand. Es geht auch darum, Fischkrankheiten vorzubeugen, kurz und gut, wir wollen kräftige widerstandsfähige Tiere züchten, die gern von den Betrieben gekauft werden. Solche Satzfische bieten wir den Fischwirtschaften zur Mast an. Auch nach Dospat liefern wir.“ Was daraus heranwächst, haben wir ja gesehen.

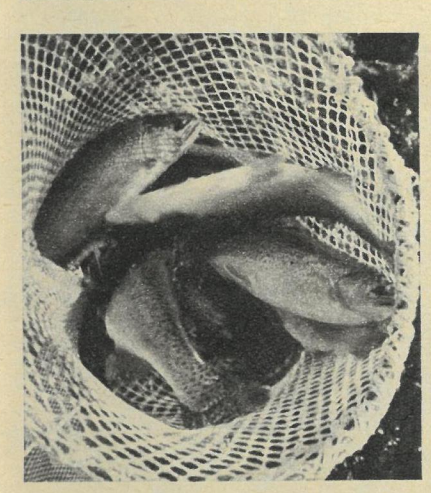
Vom zarten Forellen-Ende

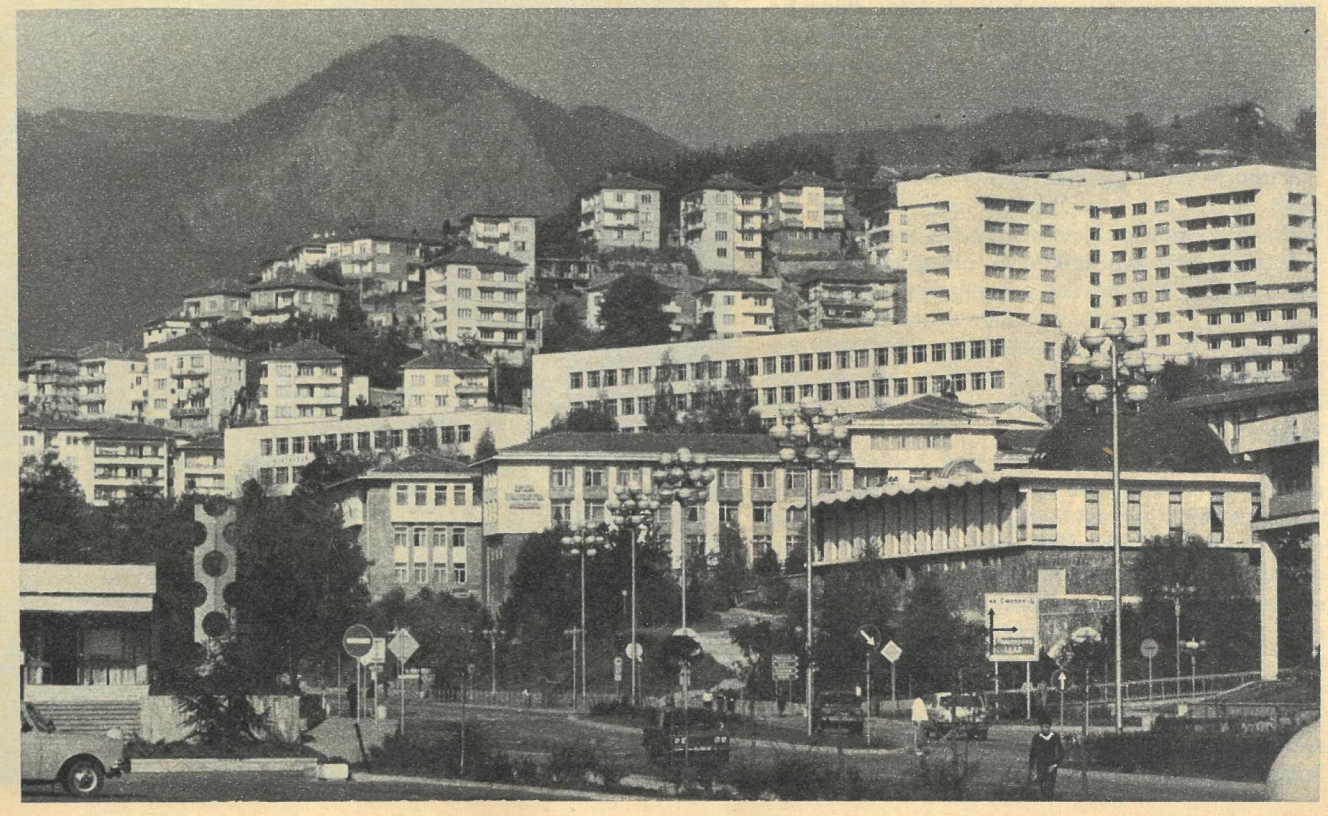
Ob im Fischgeschäft auf Sofias Witoscha-Boulevard, ob in Antwerpen, Brüssel oder auf dem Hamburger Fischmarkt, Rhodopenforellen sind eine anerkannte Markenware. Jassen Barekarov steigt zu den Tieren ins kalte Wasser. Ein Wehr ist zu reparieren. Und als das Wasser überschwappt, füllt es auch seine Stiefel. Wie er da schimpfen kann. „Ein richtiger Wassermann, unser Jassen“, freut sich Georgi und ruft ihm zu: „Ein schlechter Fischer, der sich die Füße nicht naß machen will!“ Und zu uns gewandt: „Jassen ist schon Rentner, vier Jahre ist er bei uns, war vorher Telefonmechaniker. Wir kommen ja aus allen möglichen Berufen. Aber er kann sich nicht trennen von den Fischen und nicht von den Kollegen. Wer kann das schon?“ Georgi reicht ihm einen Kescher hinunter. „Fange mal gleich noch ein paar Fische.“
Es ist ganz nach bulgarischer Fischerart, Gäste zu beschenken. So stopfen sie meine schöne neue Sporttasche voller Forellen. Wohin mit dem Segen?

Abends baten wir Alexi Kassabov, Chefkoch im Hotel „Smoljan“, um Hilfe. Er konnte sie einfach nicht verwehren. „Mit dem Fisch ist es so wie mit den Frauen,“ sagt er. „Beide muß man zart behandeln!“ Er demonstriert es uns umgehend – an den Forellen. Wir vertrauen ihm. Er gewann schließlich einen Wettbewerb der besten bulgarischen Nachwuchsköche, war sieben Jahre im nahen Winterkurort Pamporovo kochend tätig. In freier Zeit, so erzählt er, während er behutsam die Fische paniert, sammelt er Kochrezepte aus dem Rhodopengebiet. Auf vierzig auserlesene hat er es schon gebracht. Ob auch Fischgerichte darunter sind, interessiert uns. „Natürlich, Forelle auf Rhodopenart! Ich führe es euch später vor…“
Die Fische in Dospat und Devin sind längst schlafen gegangen, da hat der Lukull seinen großen Auftritt. Würdevoll schreitet er mit unseren Fischen durch den Saal. Die Band begleitet ihn mit einem Melodienreigen, darin eingebettet Motive aus Franz Schuberts Forellen-Quintett.

Wir danken der Agentur SOFIA-PRESS für die Zusammenarbeit

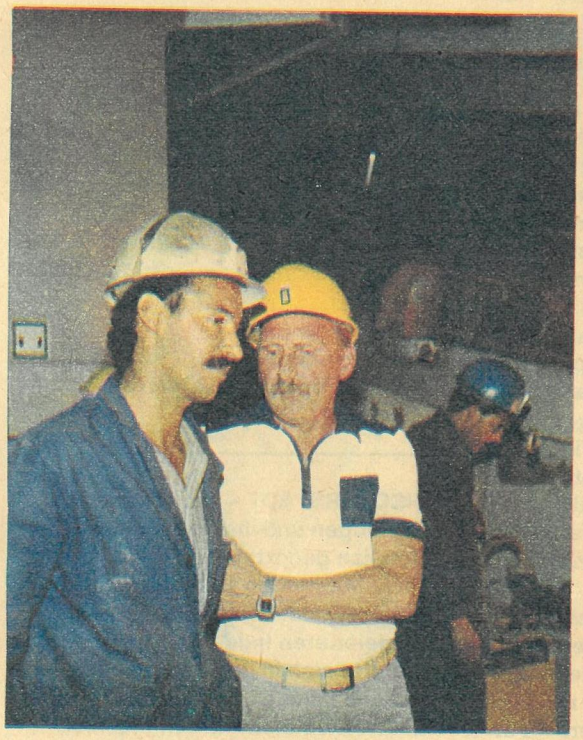
FISCHERSTADT – Die westlichen Rhodopen und ihre Hauptstadt Smoljan gehörten lange zu den rückständigsten Gebieten Bulgariens. Mit der von der Volksmacht eingeleiteten Industrialisierung veränderte sich in den letzten 30 Jahren auch diese Landschaft. Blei- und Zinkvorkommen wurden erschlossen, die Buntmetallurgie ausgebaut. Es entstanden Betriebe der Elektrotechnik und der Leichtindustrie. Nun wurde Smoljan – übrigens Partnerstadt Suhls – auch zur Heimat der Fischer.





FISCHERALLTAG – Keine ertragreiche Ernte ohne gewissenhafte Arbeit. Zu den täglichen Aufgaben von Rusha Stambolieva und Svetla Salapateva gehört die Kontrolle der Netze auf ihrem Floß (links). Bisweilen ist auch ein Sprung ins neun Grad kühle Wasser nötig. Jassen Barekarov beim Reparieren eines Wehrs im Zuchtbetrieb (oben).

Feuer auf dem Hoch-plateau

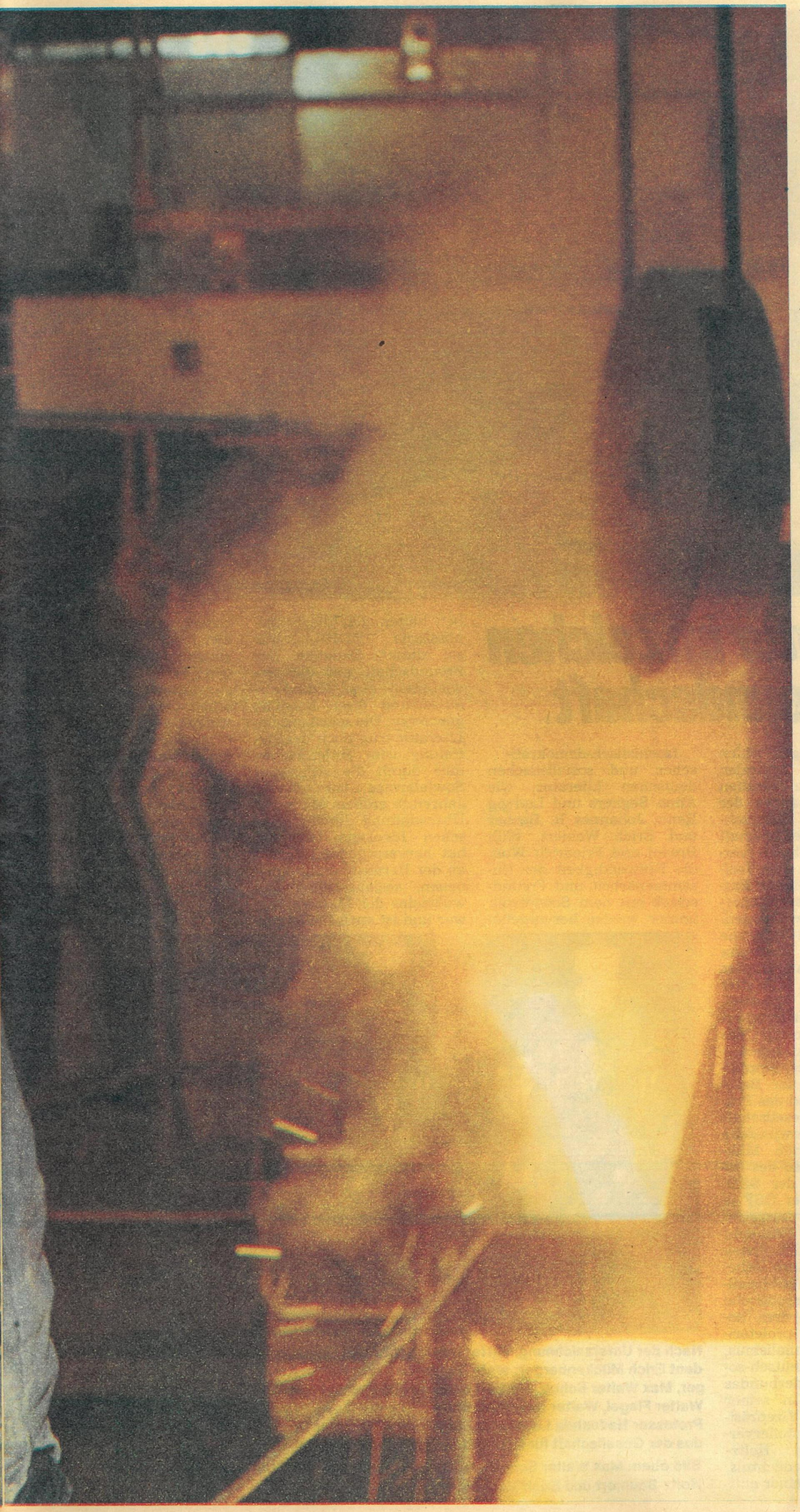


Erich Fabrischeck, hier im Gespräch mit einem algerischen Kollegen, ist der Leiter des DDR-Aufbau-Stabes und ein anerkannter Fachmann.

Karg ist die Natur auf dem Hochplateau zwischen Algeriens Tell- und Sahara-Atlas, dünn besiedelt die Gegend zwischen den Steilhängen dieser beiden Hochgebirge. Nur für die Beduinen ist es im Sommer eine Art Oase. Wenn die Sonne selbst das stachlige Kamelkraut der Sahara verbrannt hat, müssen sie mit ihren Kamelen und Schafen hierher ziehen. Jetzt jedoch lodern Feuer auf dem Hochplateau. Hier, in der Nähe der kleinen Ortschaft Tiaret, entstand eine Grauguß- und Stahlgießerei, die größte Anlage ihrer Art in Nordafrika mit eigener Reparaturwerkstatt, mit Sauerstoffgewinnungsanlagen und Stätten zur Lehrausbildung. Fachleute des Gisag-Kombinates Leipzig setzten sie an den Rand des gewaltigen Sandmeeres der größten Wüste der Erde.

Doch es genügte nicht, nur den harten Bedingungen zu trotzen, die sich aus der Struktur dieses rückständigen Gebietes ergeben. Es reichte auch nicht, Werkhallen aus dem Boden zu stampfen und sie mit modernster Technik auszustatten. Es galt, den projektierten Industrieausstoß mit algerischen Fachleuten zu erreichen, also auch mit jenen, die einstmals Schafhirten oder Beduinen waren.

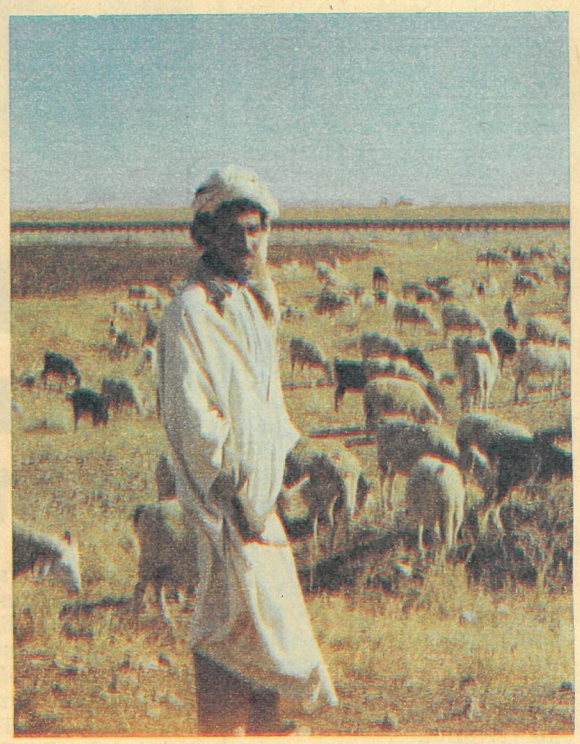
Unsere Republik schuf diese Voraussetzungen – rechtzeitig und langfristig: Männer, die heute als Ingenieure an den Schaltwarten stehen, Produk-



tionsprozesse leiten und überwachen, haben an Hochschulen unseres Landes ihr Wissen erworben. Die ersten eigenen Meister von Tiaret wurden in Gisag-Betrieben ausgebildet, erfahrene Kollegen aus der DDR lehrten in Tiaret selbst, bildeten Hunderte Fachleute aus. 1800 brauchte das Werk insgesamt, um mit voller Leistung produzieren zu können.

Einer von ihnen ist der Mann am Feuer (Foto links). Aissa Fodil stammt aus dieser Region. Gleich anderen, hatte er lange und vergeblich nach einer Arbeit gesucht. Bis er vom geplanten Aufbau der Gießerei hörte und der Möglichkeit, dort eine Lehrstelle zu bekommen. Er bewarb sich und erhielt sie: im Gisag-Kombinat in Leipzig. Heute ist Aissa Fodil anerkannter Schmelzmeister, der bereits sein Wissen an viele algerische Kollegen weitergegeben hat und der stolz ist, Arbeiter geworden zu sein.

Die Gießerei von Tiaret ist eine Investition Alge-



Nach wie vor weiden die Hirten ihre Tiere auf dem Hochplateau, und man findet sie selbst in unmittelbarer Nähe der neuen Gießerei.

riens für die Zukunft. Ebenso wie das von der DDR in Berrouaghïa am Nordrand des Sahara-Atlas 80 Kilometer südlich der Hauptstadt Algier gebauten Armaturen- und Pumpenwerk oder wie das Kabelwerk in der Oasenstadt Biskra, das die Spezialisten vom Magdeburger Schwermaschinenbaukombinat SKET errichteten. Diese drei Industriewerke sind ein beachtlicher Schritt auf dem Weg zur Verwirklichung der Wirtschaftspläne der algerischen Regierung. Die 1962 erkämpfte politische Unabhängigkeit des Landes durch ökonomische Selbständigkeit zu untermauern, bedeutet für Algerien, weiter am Aufbau einer leistungsfähigen nationalen Industrie zu arbeiten. Das einstmals rückständige Agrarland gewinnt schon heute über die Hälfte seines Nationaleinkommens aus der Industrie. Bisher jedoch wurde sie nur im fruchtbaren Küstenstreifen entlang des Mittelmeeres angesiedelt, drängt sich hier der größte Teil der 20 Millionen Algerier. Doch nun sollen auch andere Gebiete des Landes industriell erschlossen, soll dort eine Infrastruktur aufgebaut werden, die den Söhnen der Hirten und Oasenbauern hilft, auch in ihrer Heimatregion Arbeit, Ausbildung und gute soziale Bedingungen zu finden. Tiaret, Berrouaghïa und Biskra stehen dafür.

Günter Nerlich

Fotos: Günter Nerlich

● Wörtlich

„Die Sowjetunion ist ein Land, mit dem wir verhandeln können und müssen. Wir können die Russen oder ihr System nicht vernichten, ohne uns selbst zu zerstören. Es liegt in unserer Macht, friedlich in derselben Welt zusammenzuleben oder eine nukleare Auseinandersetzung zu provozieren."

Edward Kennedy, USA-Senator

● Kurz berichtet

Den begehrten Titel „Meister der goldenen Hände" errangen beim ersten zentralen Wettbewerb die 20 besten von insgesamt 30000 Teepflückern Vietnams.

Metrowagen einer neuen Generation rollen gegenwärtig auf der Moskauer Ringstrecke im Probebetrieb. Sie sind drei Tonnen leichter als ihre Vorgänger und bieten 25 Fahrgästen mehr Platz.

Erweitert wird das Schutzgebiet am Balaton in Ungarn. Umfaßt diese Zone heute bereits 10000 Hektar, so kommen im nächsten Jahr weitere 10000 Hektar Wald und Flur hinzu.

Harmonisch in die Berglandschaft des bulgarischen Höhenkurorts Borowez fügen sich 40 neuerbaute Finnhütten ein. Ebenso aus Finnland importiert: die Sauna, nebst Restaurant und Bar.

Im Studienjahr 1983/84 besuchten mehr als 220000 Kubaner eine der 43 Hochschulen oder Universitäten des Landes. Im Jahre 1959 gab es nur drei derartige Bildungsstätten.

In der UdSSR wurde ein 40 000-Tonnen-Leichterträgerschiff mit Kernantrieb auf Kiel gelegt.

Mit dem „Singenden Hahn", Stich von Václav Fejt aus dem 19.Jahrhundert, hat der Grafiker Jan Solpera den 3-Kronen-Wert der Dauerserie „Prager Burg" gestaltet. Gleichfalls dem Jahr der Tschechischen Musik ist der 4-Kronen-Wert „Spielender König David" gewidmet.

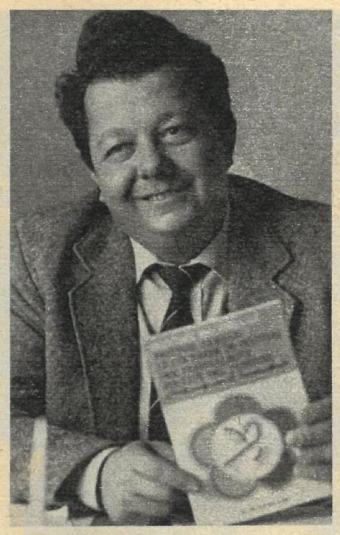
Literatur im Zeichen der Freundschaft

Vor wenigen Tagen trafen sich im Berliner Zentralen Haus der DSF die Präsidien des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und des Schriftstellerverbandes der DDR. Das Treffen diente der weiteren Entwicklung der Zusammenarbeit beider Organisationen. Namhafte und vielgelesene Autoren, wie Hermann Kant, Jurij Brězan, Günter Görlich, Max Walter Schulz, Joachim Nowotny, Gerhard Holtz-Baumert und der 1. Sekretär des Schriftstellerverbandes, Gerhard Henniger, empfingen als Auftakt der Beratung aus der Hand des Präsidenten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, die Ehrennadel der DSF in Gold. Mit dieser Auszeichnung verband der Präsident den Dank an die Schriftsteller der DDR für ihre bisherige literarische, publizistische und kulturpolitische Wirksamkeit, die dem Sozialismus und proletarischen Internationalismus, dem Geist des deutsch-sowjetischen Bruderbundes verpflichtet sei. In seiner Antwort rief der Vizepräsident des Schriftstellerverbandes, Gerhard Holtz-Baumert, ins Gedächtnis, daß die Schöpfer einer antifaschistisch-demokratischen und sozialistischen deutschen Literatur, wie Anna Seghers und Ludwig Renn, Johannes R. Becher und Erich Weinert, Willi Bredel und Friedrich Wolf, die Notwendigkeit der Zusammenarbeit und Freundschaft mit dem Sowjetvolk immer wieder hervorgehoben hätten. Für die zeitgenössische DDR-Literatur sei dieser Gedanke der Freundschaft mit der Sowjetunion eine Grundvoraussetzung ihrer Existenz geworden. Die sozialistische Literatur trug nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus durch die siegreiche Sowjetarmee vor vierzig Jahren in großem Maße zur Überwindung der faschistischen Ideologie bei. Sie hat hervorragenden Anteil an der Herausbildung eines neuen, sozialistischen Bewußtseins der Massen. Das war und ist auch heute ihre vornehmste Aufgabe. In der den beiden Organisationen vorgelegten Vereinbarung wird es beispielsweise als gemeinsame Aufgabe angesehen, die literarischen Leistungen zu fördern und auszuzeichnen, die die Freundschaft und Verbundenheit zwischen der DDR und der UdSSR festigen helfen. Zum Abschluß unterzeichneten die Repräsentanten beider Präsidien diese für die Sache der deutsch-sowjetischen Freundschaft bedeutsame Vereinbarung.

Helmut Zemke (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

Nach der Unterzeichnung. Mitte: Das Mitglied des Politbüros des ZK der SED und DSF-Präsident Erich Mückenberger; erste Reihe von r.n.l.: Rainer Kerndl, Rudi Strahl, Gerhard Henniger, Max Walter Schulz, Herbert Otto; zweite Reihe: Hans Weber, Gerhard Holtz-Baumert, Walter Flegel, Walter Nowojski; erste Reihe dritter v.l.: Vizepräsident Heinz Kuhrig sowie Professor Nadeshda Ludwig und (dahinter r.) Günther Deicke, Mitglieder des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Bild oben: Max Walter Schulz erzählt Geschichten. Neben ihm Joachim Nowotny, Gerhard Holtz-Baumert und Erich Mückenberger.



Ganz Moskau für die Jugend

Auskünfte für FREIE WELT über die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 1985 in Moskau von Wladimir Maljutin, Sekretär des sowjetischen Vorbereitungskomitees.

Vom 27. Juli bis zum 3. August nächsten Jahres werden wieder die Festivalrosen für die Jugend der Welt blühen. Rund 40 000 Delegierte und Gäste werden erwartet. Bringt Ihnen diese Zahl organisatorische Probleme?

Vergessen Sie nicht, daß Moskau 1980 Olympiastadt war. Was wir damals gebaut haben, ermöglicht es uns, jeden Festivalgast angemessen zu umsorgen. Zeltstädte oder andere Behelfsquartiere wird es nicht geben.

In wieviel Ländern gibt es bereits Vorbereitungskomitees für das Treffen?

Bis heute in 90. Aber es werden fast täglich mehr. Die Tagungen des Internationalen Vorbereitungskomitees in Havanna, Sofia und in Moskau zeigten deutlich das große Interesse. 117 Länder und 37 internationale Organisationen haben bereits ihre Teilnahme zugesagt. Wir wünschen uns, daß nicht nur viele Länder, sondern auch möglichst viele Organisationen teilnehmen. Die heutige internationale Situation braucht den Dialog der gesamten friedliebenden, demokratischen Weltjugend, ungeachtet weltanschaulicher oder religiöser Orientierungen. Moskau steht allen offen.

Kann man schon etwas über die inhaltliche Gestaltung der Festspiele in Moskau erfahren?

Natürlich liegt noch längst nicht alles im Detail fest. Ende Dezember beginnt eine ständige Kommission, der Vertreter aus 34 Ländern unter Leitung von Jean-Claude Kennedy von der Kommunistischen Jugend Frankreichs angehören, ihre Arbeit. Wir sind dazu da, ihr die besten Bedingungen zu schaffen. Dennoch kann ich schon bestimmte Richtungen des Programms nennen: Die Eröffnung wie auch die Abschlußveranstaltung finden im Lenin-Stadion statt. Jeder Tag wird sein Motto haben. Im Sinne der Losung des Festivals „Für antiimperialistische Solidarität, Frieden und Freundschaft" wird es einen Tag „Für Frieden und Abrüstung", einen „Tag der UdSSR", ein Tribunal „Die Jugend der Welt klagt den Imperialismus an", zahlreiche Meetings und Manifestationen der Solidarität mit unterdrückten Völkern geben. Am 1. August jährt sich zum 10. Male die Unterzeichnung des Schlußdokuments von Helsinki – auch dieser Tag wird würdig begangen. Daneben wird es Bühnen des Meinungs- und Gedankenaustauschs über alle die Jugend bewegenden Fragen geben. Eine Festivalmeile geht über 1985 Meter, der Friedenslauf wird über 30 Kilometer die Moskauer mit ihren Gästen aus aller Welt vereinen, der Gorki-Park wird zum „Park der Künste". Und natürlich gibt es auch einen Karneval der Weltjugend. Wir rechnen mit 100 bis 120 Veranstaltungen am Tag, so daß man wirklich ohne Übertreibung sagen kann: Ganz Moskau wird der Jugend gehören!

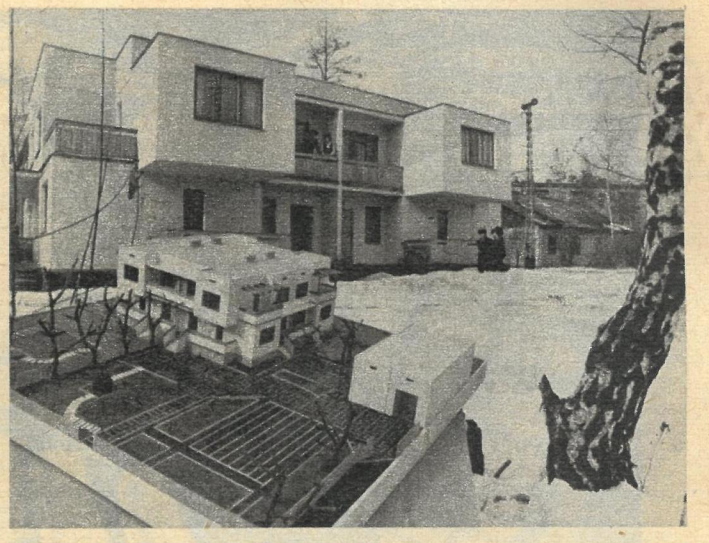
Wie bereitet sich die Jugend des Gastgeberlandes auf das Festival vor?

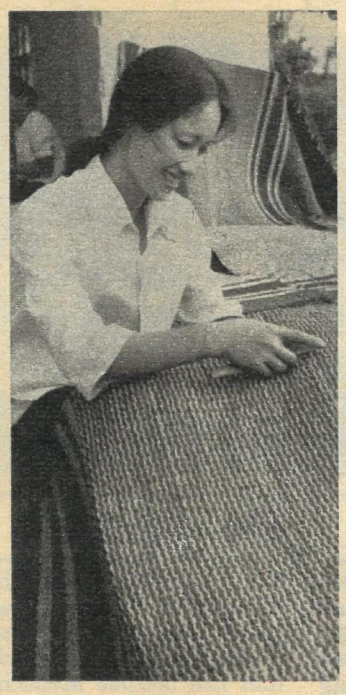
Der Festivalgedanke ist bereits zur Sache vieler geworden. Das beweisen die verschiedenen Initiativen, zur Finanzierung beizutragen. 2700 Jugendkollektive haben in ihre Brigaden symbolisch Kämpfer aufgenommen, die im Großen Vaterländischen Krieg gefallen sind; haben für sie mitgearbeitet und den Erlös auf das Festivalkonto eingezahlt. Die Studenten des Moskauer Institutes für Straßenbau überwiesen alle Beträge, die sie während ihres „Dritten Semesters" verdient hatten. Viele andere Studenten folgten, so daß bisher 23 Millionen Rubel zusammenkamen. Junge Arbeiter, Studenten, Künstler, Wissenschaftler haben mit zusätzlichen Arbeitsleistungen, Neuerervorschlägen, Ausstellungen, Konzerten und vielen anderen Solidaritätsveranstaltungen bereits heute ihren Beitrag zum Gelingen geleistet.

Interview: Jürgen Geitner

Testmodell

Vier Zwei-Etagen-Wohnungen mit je vier Zimmern, Bad und Küche finden in diesem Bahnwärterhäuschen Platz (rechts). Besonderer Vorteil: Die Raumzellen aus Beton sind leicht zu transportieren und an beliebigem Ort in der Nähe einer Eisenbahnstrecke der Sowjetunion aufzubauen. Das erste Haus wird in Moskau getestet und hat die 1850-Kilometer-Fahrt vom Betonwerk in Petschora sowie die Einzugsfeier der Mieter wohl überstanden.



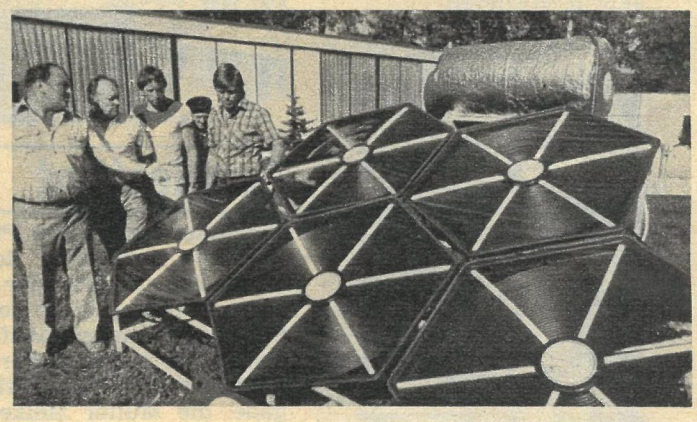


Kokosläufer

Mehr als 500 Genossenschaften in Vietnam produzieren die verschiedensten Artikel aus Kokosfasern für den Export. Besondere Traditionen auf diesem Gebiet hat die Provinz Thai Binh, aus der jährlich etwa zwei Millionen Meter dieser Läufer kommen (Foto links).

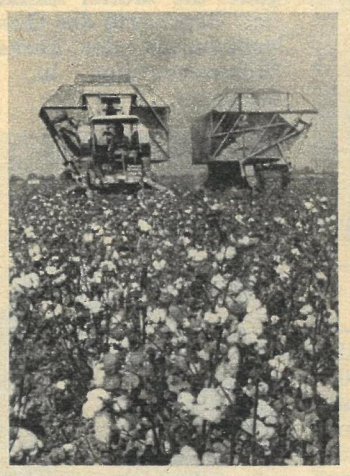
Sonnenkraft

Viele Sonnentage wünschen sich die Bauern der nordmährischen Genossenschaft von Vlachovice für die von ihnen entwickelten Kollektoren (unten). Mit ihrer Hilfe wollen sie aus Sonnenenergie warmes Wasser gewinnen und so teure Elektroenergie sparen.



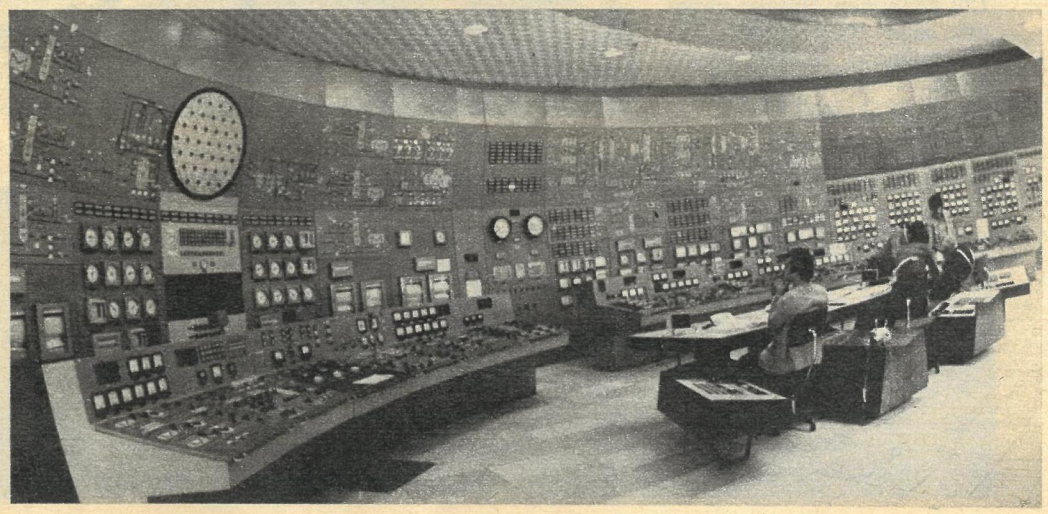
Energiezentrale

Modernste Technik garantiert den sicheren Betrieb des bulgarischen Kernkraftwerks von Koslodui (unten). Zur Zeit werden in diesem neuen Energiezentrum Bulgariens der fünfte und sechste Reaktor errichtet, die jeweils eine Leistung von 1000 Megawatt aufweisen werden. Die Anwendung der Atomkraft in Bulgarien ist in den letzten Jahren weit vorangeschritten. Das Balkanland nimmt in der Produktion von Kernenergie den sechsten Platz in der Welt ein.



Erntezeit

Bis in den November reicht die Baumwollernte im Jawan-Tal in der Tadshikischen SSR (links). Die 60jährige Sowjetrepublik ist ein Hauptlieferant von Baumwolle in der UdSSR. Hier werden Ernteerträge von durchschnittlich 40 Dezitonnen je Hektar erzielt und im Jahr über 900 000 Tonnen dieser fast schwerelosen Samenhaare des Baumwollstrauches von den Feldern gesaugt.

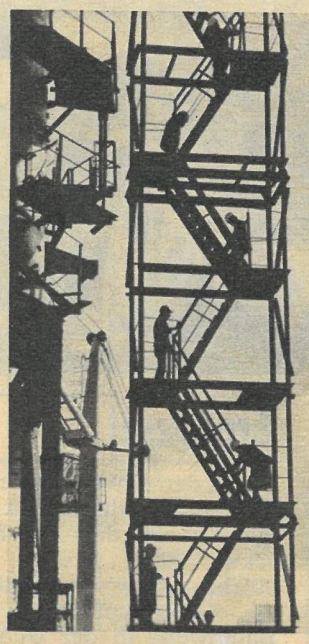


Festtagstorte

Ein Jubiläumskuchen aus Tschoibalsan zum 60. Jahrestag der Gründung der Mongolischen Volksrepublik. Nicht nur in der ostmongolischen Stadt am Fluß Cherlen gol, sondern im Landesmaßstab hat sich seit dem 26. November 1924 die Lebensmittelindustrie zum führenden Zweig in der MVR entwickelt. Ein Viertel der Bruttoproduktion der gesamten Industrie der Mongolei wird durch Verarbeitung vorwiegend landwirtschaftlicher Produkte erwirtschaftet.

Zementgigant

Zwischen den beiden Industriezentren von Erdenet und Darchan entsteht mit sowjetischer Unterstützung das Zement- und Kalkkombinat von Chutul (unten). Das Werk soll 1986 fertiggestellt sein und 660 000 Tonnen Qualitätszement im Jahr produzieren.

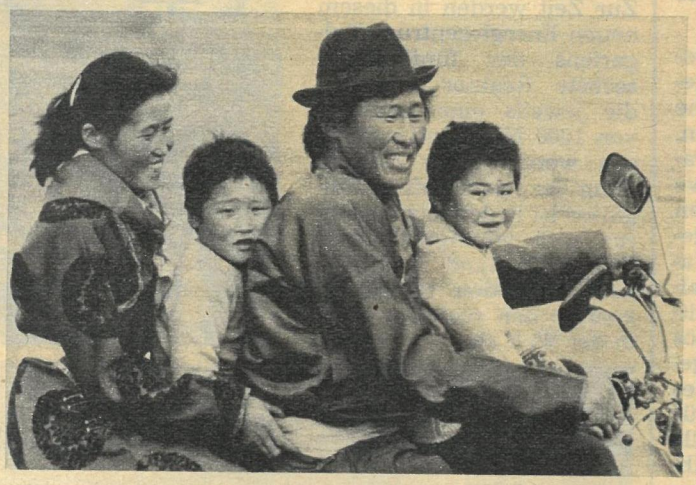


Familienfahrt

Eigentlich sind ihnen Pferdesättel vertrauter, denn nicht allzuoft gelingt der Familie Ajusch (unten) solch ein gemeinsamer Ausflug auf dem Motorrad. Vater ist Leiter einer Viehzuchtbrigade, die Mutter Melkerin und Deputierte des Großen Volkshurals, der höchsten Volksvertretung in der Mongolei.

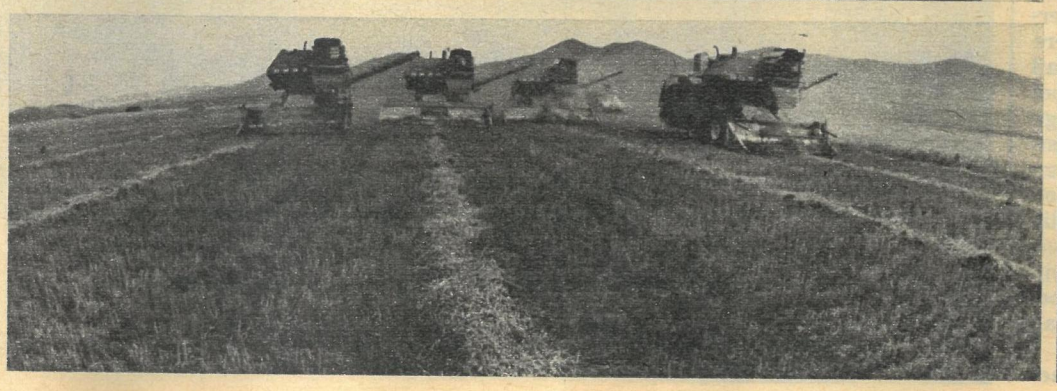
Wohnkomfort

Vor sechzig Jahren hieß Ulan-Bator (oben) noch Urge und war eine riesige Jurtensiedlung. Heute leben hier fast 500 000 Menschen, die Hälfte davon in festen Häusern. Bis zum Jahre 2000 sollen 21 Neubaugebiete für je 20 000 Menschen entstehen und die Jurten völlig aus der mongolischen Hauptstadt verdrängen.



Neuland

Ackerbau gewann in der Mongolei erst in den 50er Jahren an Bedeutung und wird auf nur etwa einer Million Hektar betrieben. 123 Millionen Hektar dagegen sind Viehweiden. Die Mongolische Volksrepublik deckt ihren Getreidebedarf aus eigener Produktion.



Bescherung auf englisch

Der Weihnachtsmann, eskortiert von einem Polizisten – ein Trickbetrüger womöglich, der aufkeimende Weihnachtsvorfreude hinterlistig dazu nutzte, sich von arglos Gutherzigen die eigenen Taschen füllen zu lassen und dem wachsame Gesetzeshüter verdientermaßen das unsaubere Handwerk legen? Nichts dergleichen. Dieser Londoner Bürger hatte, unterstützt von Gleichgesinnten, gerade erst begonnen, in der Regent Street vor Hamleys Spielwarenladen, dem angeblich größten der Welt, Käufer und Passanten um Spielzeugspenden für die Kinder der seit vielen Monaten für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze streikenden britischen Bergarbeiter zu bitten. Für die Polizei war dies Blockierung des Fußwegs; Father Christmas, der englische Weihnachtsmann, und vier seiner Helfer verschwanden samt noch leerem Spendenkarton und einem Teddybär in einem Polizeiwagen – vor den Augen eines fassungslos dreinschauenden sechsjährigen Mädchens. Dies war kein gedankenloser Übergriff abgestumpfter, zufällig daherkommender Streifenpolizisten, sondern überlegte Aktion in einem psychologischen Nervenkrieg gegen die kämpfenden Kumpel. Die staatliche Kohlebehörde hatte den Streikenden das Fünffache des üblicherweise gezahlten Weihnachtsgeldes angeboten (für jeden etwa 2400 M) – wenn sie bis zum 19. November die Arbeit aufnähmen. Manche taten es, die meisten nicht. Nun zeigt man Brutalität, im großen wie im kleinen, auch unbeteiligten Kindern gegenüber – die von Marx und Engels aufgedeckten Wolfsgesetze des Kapitalismus wirken unverändert. Der Weihnachtsmann arretiert, weil er Sympathie für die Kohlekumpel zeigte – und dies in England, Europas ältester bürgerlich-parlamentarischer Demokratie, in der angeblich jedermann seine Gesinnung und Meinung frei und unbehelligt äußern kann! Wohl doch nicht ganz so frei und nicht ganz so unbehelligt.

Horst Schötzki

Programm wider Dürre und Nässe

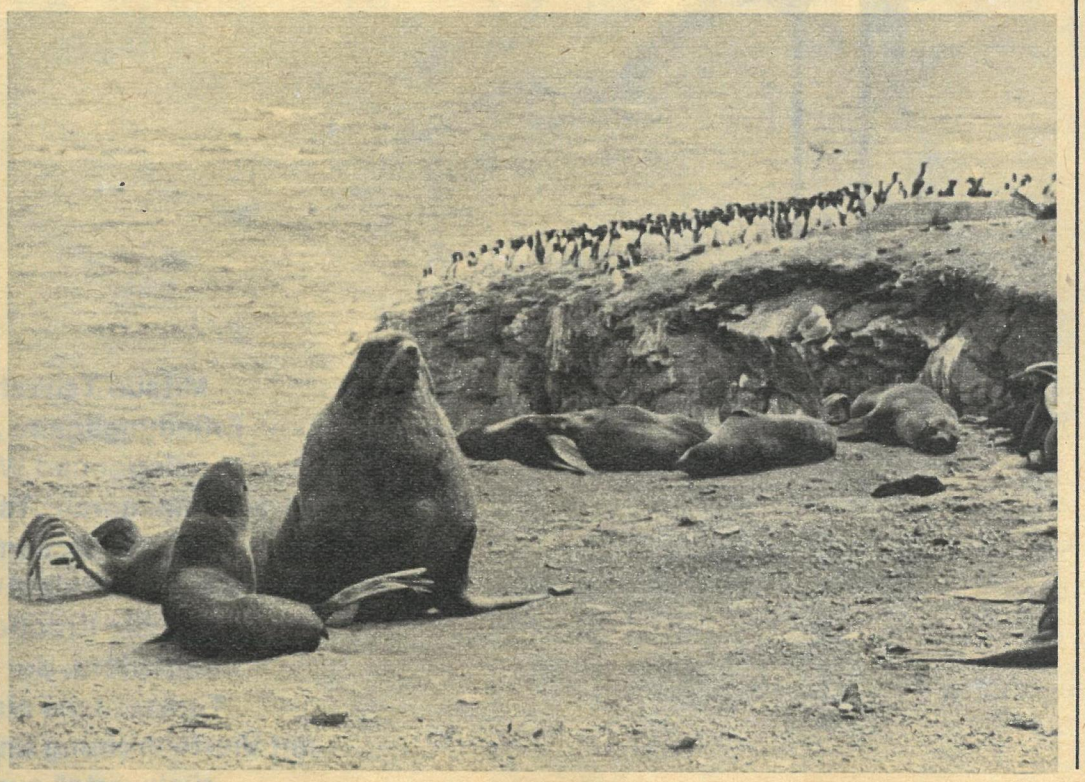
Von der Ostsee bis zu den Küsten des Beringmeeres – hinweg über wenigstens 160 Längengrade –, von den Regionen ewiger Gefrornis bis zu den Vorgebirgen des Pamir und Tienschan, ringen Kolchos- und Sowchosbauern der UdSSR dem Boden jene Erträge ab, die den Tisch des 276-Millionen-Volkes decken. Mutter Natur hat sie dabei allerdings keineswegs begünstigt: Rund zwei Drittel aller Anbauflächen liegen in Zonen des sogenannten Risikoackerbaus, und lediglich auf jeweils einem von hundert Hektar können sie jahrein, jahraus mit anhaltend gesicherten Ernten rechnen – von Wetterkapriolen kaum betroffen. Ansonsten aber machen ihnen wiederkehrende, langdauernde Dürre- wie Regenperioden vielfach hart zu schaffen. Schon in der Vergangenheit hat das sowjetische Volk daher große Anstrengungen unternommen, um den unvermeidbaren „himmlischen Wetterlaunen" wirksam zu begegnen – durch komplexe Melioration. Über tausend größere, teilweise riesige Stauseen entstanden, Dutzende bedeutender Kanäle wurden gebaut, und die landesweiten Bewässerungsnetze nehmen mittlerweile eine Länge von sage und schreibe 700 000 Kilometern ein. Die bewässerten beziehungsweise entwässerten Flächen haben sich seit 1966 nahezu verdoppelt – von 17 Millionen auf nunmehr 33 Millionen Hektar. Reis und Baumwolle gedeihen ausschließlich, Gemüse zu drei Vierteln, Obst und Wein zur Hälfte auf bewässerten Böden. Allein im gegenwärtigen Planjahrfünft werden etwa 40 Milliarden Rubel für die Melioration aufgewendet – jeder fünfte Investitionsrubel, den die Landwirtschaft erhält. Ein Plenum des ZK der KPdSU hat jüngst – als Kernpunkt umfassender Maßnahmen zur Sicherung stabiler und höherer Ernten – für die UdSSR-Melioratoren weitreichende Ziele abgesteckt, bis hin an die Jahrhundertwende. Wenigstens 30 bis 32 Millionen Hektar Anbaufläche sollen dann bewässert, 19 bis 21 Millionen Hektar entwässert werden. Die zu erwartenden Resultate sind abzusehen. Denn von dem heutigen Zehntel an meliorierten Feldern kommt inzwischen bereits ein Drittel aller Felderträge der UdSSR-Landwirtschaft!

Boris Pankow

Die Seebären ziehen um

Sechshundert Schritt lang und hundert Schritt breit – das sind die Maße des winzigen Eilands Tjuleni im Ochotskischen Meer. Jahr für Jahr bevölkert es sich mit prominenten Sommergästen: Von weither aus dem freien Ozean kommen die Scharen der Nördlichen Bärenrobbe, um hier vor der Küste von Sachalin ihre Jungen aufzuziehen und sich neu zu verpaaren. Durch rücksichtslose Verfolgung waren die wertvollen Pelztiere Anfang dieses Jahrhunderts der Ausrottung nahe. Es war die Sowjetunion, die schließlich eine internationale Übereinkunft zur Erhaltung der „Seebären" herbeiführte und die Lagerplätze auf dem eigenen Territorium unter strengen Schutz stellte. Eine 30-Meilen-Zone rund um Tjuleni wurde zum Naturschutzgebiet erklärt; jede Art Jagd, der Fang von Fischen und Krabben ebenso wie das Sammeln von Muscheln ist dort verboten, Flugzeuge dürfen die Insel nicht überfliegen, Schiffe die Gewässer nicht ohne Sondererlaubnis anlaufen. Patrouillenboote der Staatlichen Fischerei-Inspektion sind ständig auf der Wacht. In den vergangenen vier Jahrzehnten ist der Bestand der Robben auf das Zwanzigfache gestiegen – was für die Insel Tjuleni ernste Quartiersorgen mit sich brachte. Man erweiterte die „Kapazität" dieses Hauptliegeplatzes durch Anschüttungen am Strand sowie mehrere Etagen hölzerner, bequem ersteigbarer Plattformen. Doch auch das schuf nur beschränkte Abhilfe; bei dem wachsenden Gedränge geraten immer mehr Jungtiere in Gefahr, von Erwachsenen, vor allem von den um ihre Harems kämpfenden, bis zu 300 Kilogramm schweren Bullen erdrückt zu werden. So blieb nur der Versuch, das in langen Zeiträumen entwickelte, äußerst starre Verhaltensschema der Bärenrobben zu „korrigieren". Trächtige Muttertiere siedelte man von Tjuleni – wie auch von den Kommandeursinseln und den Kurilen – nach sorgfältig ausgewählten „Ersatzstränden" auf Nachbarinseln, zum Teil sogar auf dem pazifischen Festland um. In Gehegen (sonst hätten sich die Tiere sofort zu den angestammten Wurfplätzen aufgemacht) brachten sie ihre Jungen zur Welt und wurden mit ihnen zusammen vor dem Winter ins Meer entlassen... Die Wissenschaftler, die das Experiment entwarfen, hatten die Genugtuung, daß in den folgenden Jahren einige der heranwachsenden Robben tatsächlich zur Stätte ihrer Geburt, also zur neuen Heimat, zurückkehrten. Doch ist es noch zu früh, um mit Sicherheit zu sagen, ob sich an den vom Menschen bestimmten Stellen dauerhafte Populationen bilden.

Bild unten: Herbst auf Tjuleni. Robbenkinder wachsen schnell heran; schon nach zwanzig, dreißig Tagen sind sie halb so schwer wie das Muttertier, und ihr selbständiges Leben im Ozean beginnt. Oben: Der diensthabende Inspektor des Naturschutzgebietes mit Zoologen des Pazifischen Forschungsinstituts für Fischwirtschaft und Ozeankunde bei der Zählung von Robben und Seevögeln. *Wassili Semski/APN*



● Erfahrenes

Ich möchte mal denjenigen sehen, der ein Risiko eingeht, wenn er weiß, daß er auch ohne Risiko gewinnen kann.

Anatoli Karpow, Schachweltmeister

● Am Rande

Bei den RSFSR-Meisterschaften in den nordischen Volkssportarten gab es zwar keine Wettkämpfe in olympischen Disziplinen, aber die dort erreichten Leistungen hatten olympisches Format. Immerhin schaffte Tierarzt Ilja Smetanin aus der ASSR der Komi 169 Schlußsprünge über Rentierschlitten mit einer Höhe und Breite von je 50 Zentimetern. Wurfgefühl zeigte der Rentierzüchter Wassili Tschalai, der mit dem Lederlasso einen 47,18 Meter entfernten Pfahl umschlang. Mühe hatten die Kampfrichter, den Wurf des Nenzen Wladimir Durkin zu messen. Der Flugzeugme-

chaniker schleuderte das 350 Gramm schwere Jagdbeil 186 Meter weit. Wie lange er brauchte, es wiederzufinden, wurde nicht gemeldet.

● Splitter

In Ungarn fand ein Wettbewerb der einheimischen Getränkeproduktion statt. 1040 Weinsorten, 177 Erfrischungsgetränke und 19 Biersorten erforderten von den Prüfern ein großes Stehvermögen.

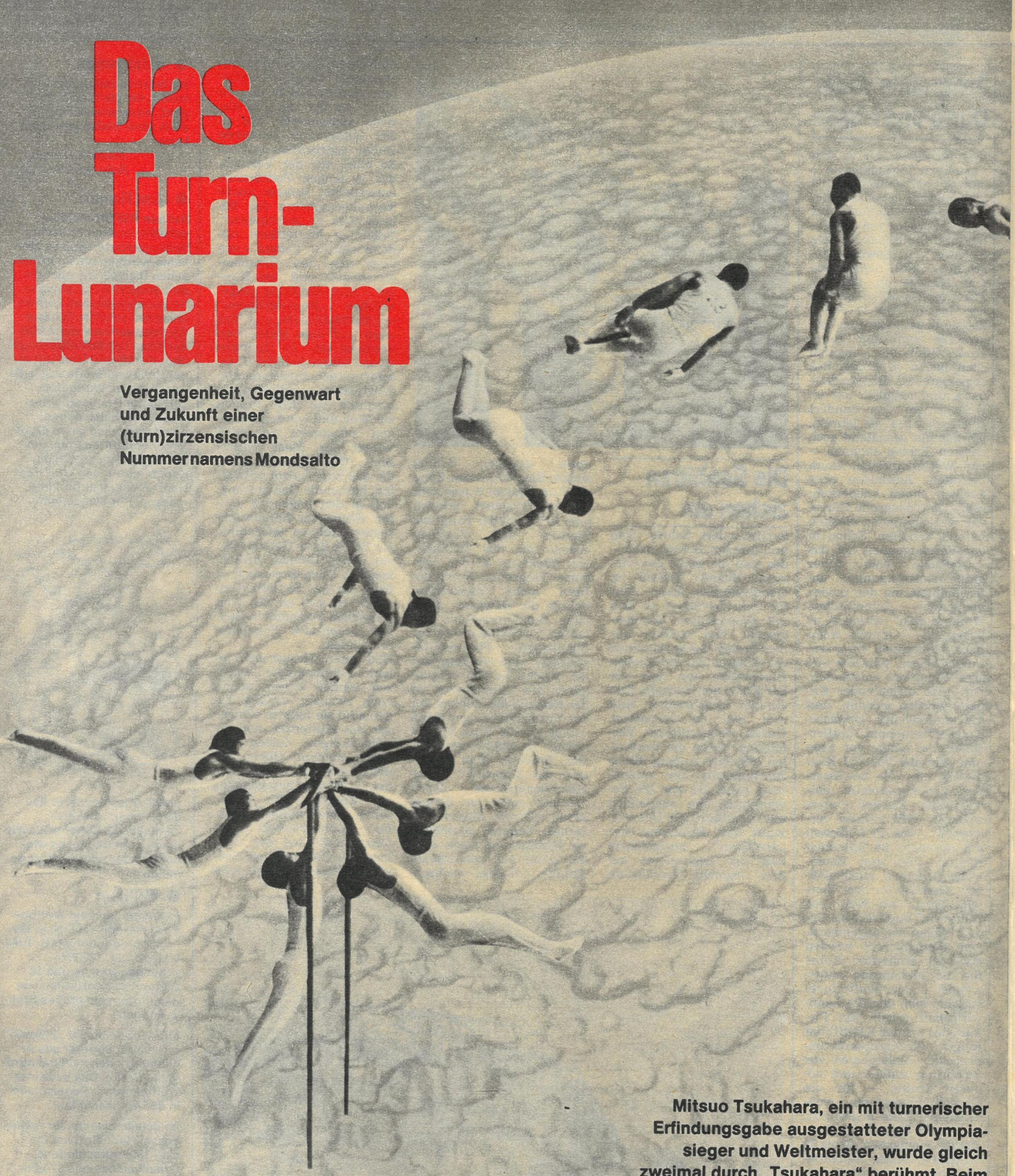
Mit der Segeljacht „Solowki" erreichten Sportler aus Archangelsk den 80. Grad nördlicher Breite. Das bedeutet Weltrekord für Segelschiffe in der Arktisschiffahrt.

Im Schuhmuseum der mährischen Stadt Gottwaldov sind 3000 verschiedene Schuhfassons aus 37 Ländern ausgestellt. Darunter der wohl älteste Exquisitschuh der Welt: eine goldverzierte Pharaonensandale.

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: V. Billeb, TASS/A. Schogin, M. Muchiddinshanow, I. Sotin (2), W. Budan (2), R. Kosmin (2), L. Swerdlow, ZB/VNA, ZB/ČTK, Sofia-Press, Repro „Morning Star" (2); Vignette: D. Schüler

Das Turn-Lunarium

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft einer (turn)zirzensischen Nummer namens Mondsalto



Mitsuo Tsukahara, ein mit turnerischer Erfindungsgabe ausgestatteter Olympiasieger und Weltmeister, wurde gleich zweimal durch „Tsukahara" berühmt. Beim Weltchampionat 1970 in Ljubljana erwarb er das Patent und Namengeberrecht für die Kreation eines Sprunges übers Längspferd, der sich in der eigenwilligen Turnsprache als „eingesprungenes Rad mit Vierteldrehung und anschließendem Salto rückwärts" auswies. Zwei Jahre später

folgte auf dem olympischen Parkett ein Reckabgang, mit dem sich die Japaner zwar beehrten, die Geburt eines „zweiten Tsukahara“ anzuzeigen, für den sie aber noch keinen Namen, schon gar nicht einen Terminus hatten. Um den Begriff „Tsukahara Nr.2“ zu vermeiden, machten sie's auf Englisch: „Half-in-half-out“. Bis sie am Jahresende eine (hier abgebildete) Fotomontage vorzeigten und kundtaten: Der „Mondsalto“ war's!

Die Kosmonauten-Gattin und hunderteinsfache Weltrekord-Pilotin Dr. Marina Popowitsch antwortete einmal auf die Frage nach dem Sinn der Arbeit eines Testfliegers: „Er hat die Ausnahme zu einer Regel und das Unglaubliche zum Glaubhaften zu machen. Er wandelt das Unbekannte in das Bekannte um, darf dabei aber keinen Fehler zulassen…“ Ist es vermessen zu sagen, diese philosophische Personen- und Tätigkeitsbeschreibung eines sowohl wissenschaftlich-technisch wie sportlich schöpferischen Menschen könne auch als eine Art „irdische“ Maxime für den Turner gelten?

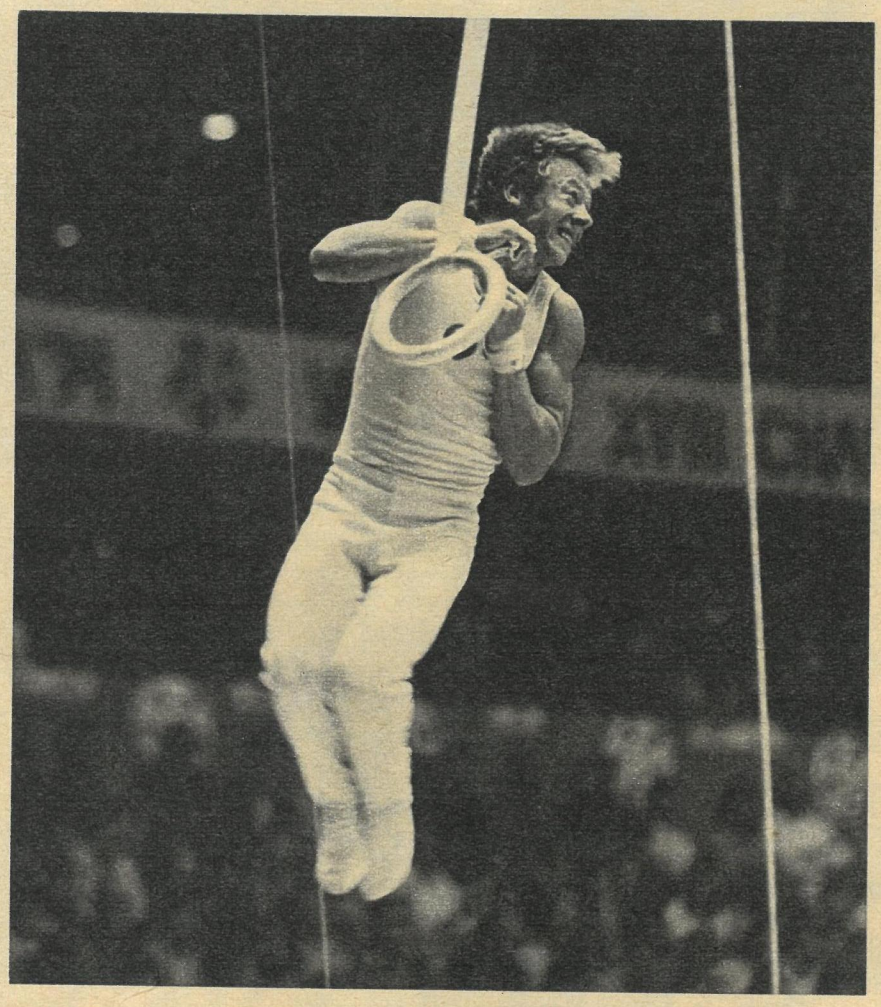
Neunundzwanzigjährig, von seinem viel jüngeren sowjetischen Freund und Konkurrenten Nikolai Andrianow schon „Otez“, Vati, genannt, wurde der Leipziger Klaus Köste Olympiasieger im Pferdsprung. Nachdem er diesen Glücksmoment bis zur Neige ausgekostet hatte, sagte er: „Ich habe spät, aber nicht zu spät erkannt, daß man sich auch einmal vornehmen muß, nach den Sternen zu greifen.“ Und als er, wieder zwei Jahre älter geworden, seine turnerische Karriere rückblickend überschaute, fügte er eben diesem Gedanken noch ein paar weitere Sätze hinzu: „Um das scheinbar Unmögliche möglich zu machen und mein Ziel nie aus den Augen zu verlieren, zuallererst ein guter Mehrkämpfer zu sein, erkor ich das Seitpferd zu meinem ganz großen Freund. Ich war an diesem Gerät nie ein exzellenter Könner, wäre es auch kaum geworden. Doch ich trainierte an ihm weit mehr als am Reck, wo ich zweimal Europameister wurde. Ich wollte eben aus allem, auch den unliebsamen Dingen, das Bestmögliche machen. Man muß etwas haben, für das man kämpfen muß.“

★

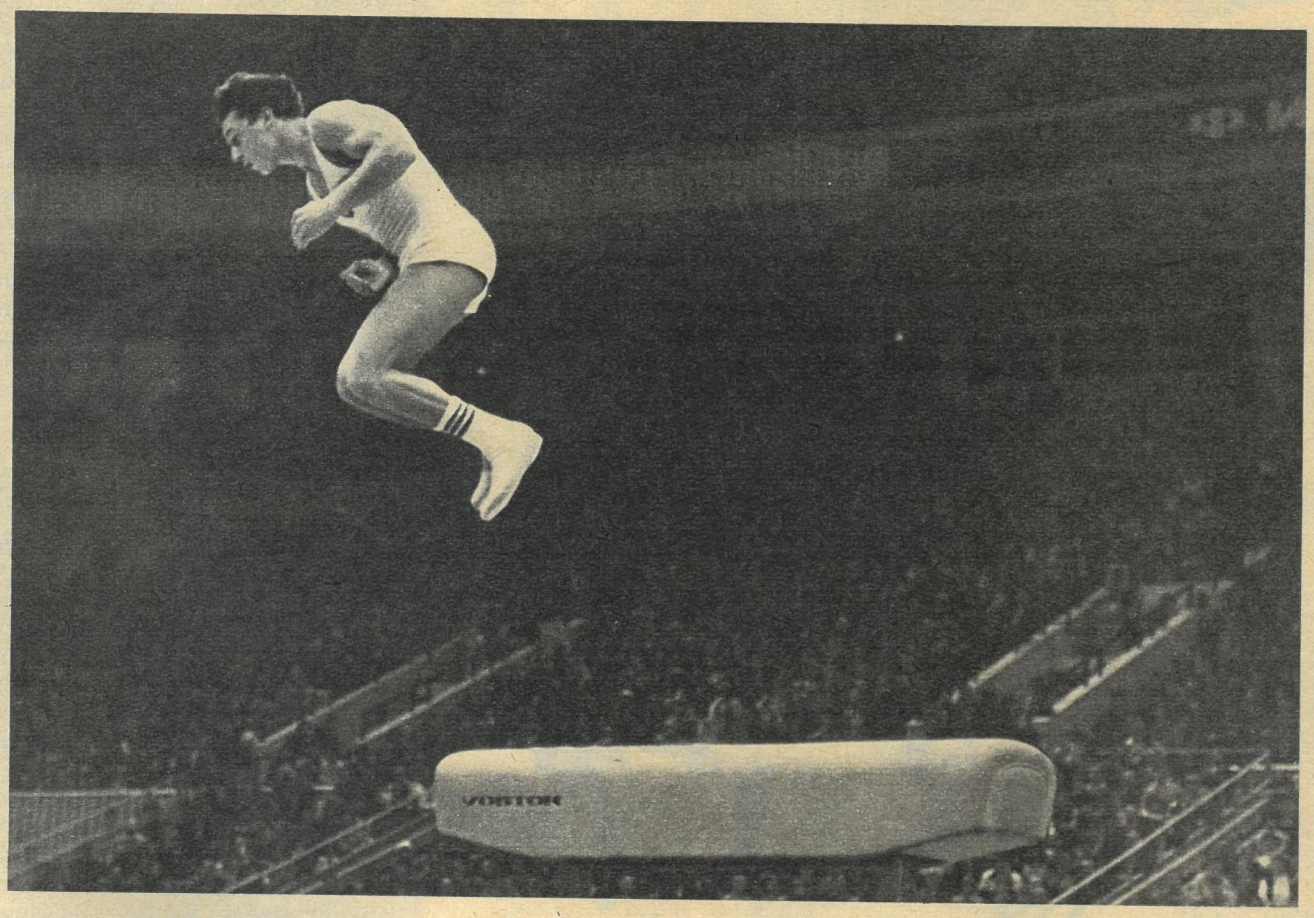
Im Frühjahr 1972 turnte Köste in Riga. Dort sah er den Japaner Mitsuo Tsukahara mit einem Abgang am Reck, „der als Neuheit uraufgeführt werden sollte, völlig daneben-ging, schon allein deshalb gar nicht zu definieren war, dennoch Wirkung, vor allem aber Neugier hinterließ“. Des Rätsels Lösung, was er da eigentlich machte, konnte Tsukahara auch nicht erleichtern, als er bei Olympia wenige Monate später in München seine Rakete ohne Panne zündete, dreimal die Tageshöchstnote kassierte und Olympiasieger wurde. Jedesmal, wenn er die Reckstange losließ, scheinbar orientierungslos durch die Luft flog und dennoch plötzlich wieder auf beiden Beinen stand, krachte die Halle vor lauter Jubel in allen Fugen. Indes konnten selbst Leute, die vom Turnen viel verstanden, ihre Ratlosigkeit nicht verbergen: „Das sieht aus wie eine fallende Kartoffel.“

Schulterzucken auch bei Japans Cheftrainer Yukio Endo, einem Olympiasieger der sechziger Jahre. „Wie soll ich's Ihnen erklären?

Das Turn-Lunarium



Nachdem wir Tsukaharas Pferdsprung von Ljubljana '70 die Bezeichnung ‚Tsukahara' gegeben haben, ist mir für diesen Salto rückwärts mit halber Drehung und anschließendem Salto vorwärts mit halber Drehung der Begriff ‚Tsukahara Nr. 2' zu simpel. Wir suchen nach einem Namen. Haben Sie einen? Als Tsukahara seinen Reckabgang zum ersten Mal richtig gestanden hatte, glaubten wir, diesem Element mit dem Terminus ‚Half-in-half-out' Genüge getan zu haben. Doch ob das nun genau zutrifft, weiß ich auch nicht so recht. Mal sehen, ob uns was einfällt."
Bis jemand sagte, die „fallende Kartoffel" sehe doch eher aus wie ein Mensch, der um den Mond fliegt. Kurze Zeit später verkündeten die Japaner mittels einer raffinierten Fotomontage weltweit die Umbenennung des „Tsukahara Nr. 2" in „Mondsalto". Klaus Köste guckte das Bild lange an. „Diesen in der Tat faszinierenden Abgang begutachtete ich in aller Gemütsruhe noch einmal am Videorecorder und staunte noch mehr, als ich herausfand, daß Tsukahara jeden Abgang im Detail anders machte – und trotzdem immer wieder sicher auf die Beine kam. Das erfordert eine Übersicht, die über das Normalmaß hinausreicht. Bemerkenswert ist auch, wie Tsukahara mit diesem sogenannten Mondsalto ein Kürprogramm abschloß, das in meinen Augen das schwierigste und am perfektesten geturnte im Münchner Reckfinale war. Später hat er mir erzählt, er habe an seinem Abgang zwei Jahre gearbeitet. Ich weiß sehr gut, was zwei Jahre Training an einem einzigen Detail bedeuten. So was kommt dir vor wie ein Lebenswerk..."

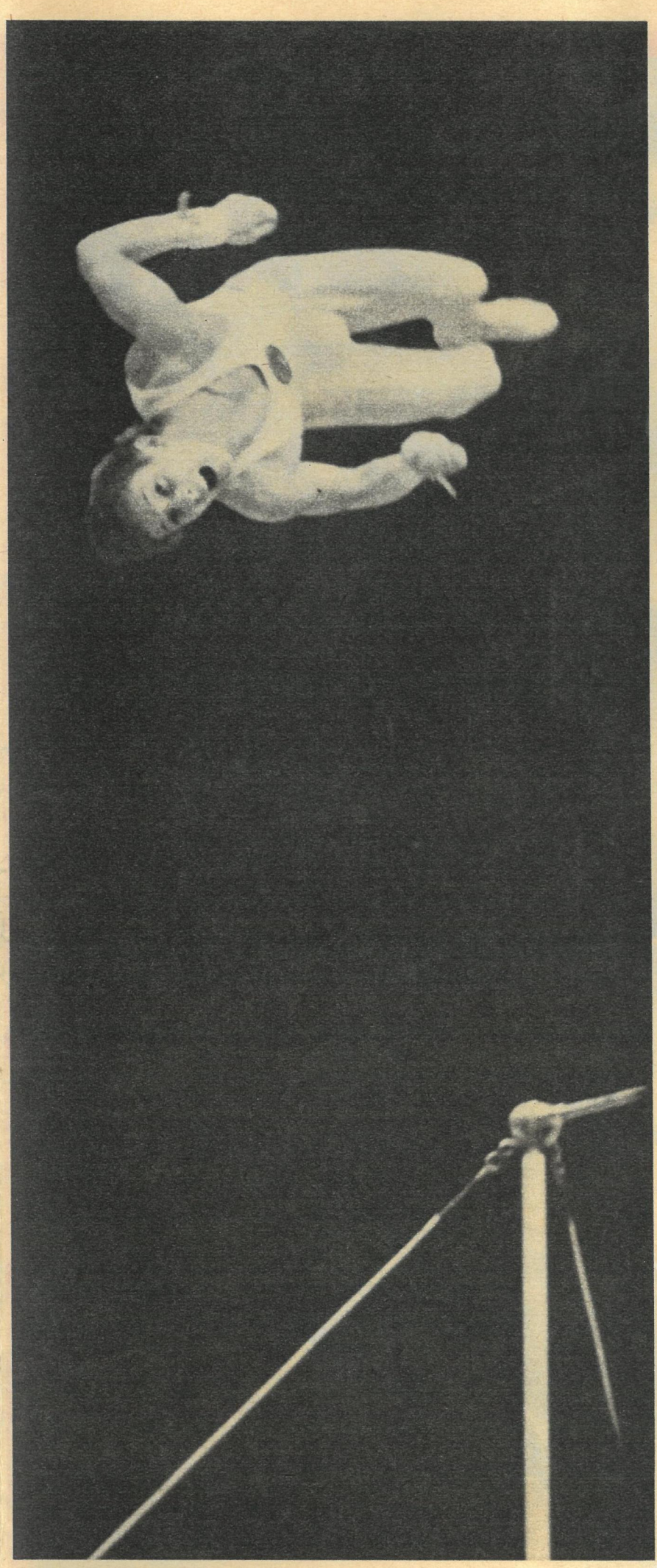


Zwölf Jahre nach der Geburtsstunde des Mondsaltos darf gefragt werden: Was wurde aus ihm? Welchen Gebrauchswert hat das Turn-Lunarium von München '72 heute? Wäre es verwunderlich, wenn über die sensationelle Luftnummer von damals und die Art, wie Tsukahara sie darbot, die im Turnen ohnehin so schnellebige Zeit unbarmherzig hinweggegangen ist? Bei den Europameisterschaften nur ein knappes Jahr später in Grenoble schwor jedermann Stein und Bein, Nikolai

Der vielfache sowjetische Olympiasieger, Welt- und Europameister Nikolai Andrianow beim Mondsalto an den Ringen (links). „Dort ist dieser Abgang schwieriger, weil ich längst nicht die Höhe erreiche wie am Reck."

Der Koreaner Kim Su Gil beim gehockten Mondsalto am Boden (unten). Roland Brückner (DDR) zeigte diesen Sprung als erster gebückt – am Schluß der letzten akrobatischen Reihe!

Lehrbuchreifer Mondsalto am Längspferd (oben). Trotz solcher Virtuosität veredelte der sowjetische Weltklasseturner Artur Akopjan diesen Sprung und vollführt die ganze Drehung mit gestreckten Beinen.



Bereits drei Jahre nach München '72 riskierte Gennadi Krysin (UdSSR) den doppelten Mondsalto am Reck (oben). Dieser Abgang gehört neben dem dreifachen Salto und dem Doppelsalto gestreckt noch heute zu den schwierigsten, die am „Königsgerät" gezeigt werden. Ab 1. Januar 1985 wird aus diesem „Hohen C" ein „Hohes D".

Andrianow beherrsche den „Mondsalto" noch besser als dessen Erfinder. Der sowjetische Weltklasseturner, der sich pausenlos auf der Suche nach noch extremeren Schwierigkeiten und Risiken befand, verblieb bei seinem Abgang in den Grundstrukturen des Mondsaltos, turnte jedoch statt der beiden halben Drehungen eine Pirouette. DDR-Trainer Rolf Bauch, der damals am Reck als Kampfrichter fungierte, analysierte Andrianows Kunststück: „Wir haben hier einen Tsukahara-Mondsalto von spürbarer Qualitätsverbesserung gesehen. Bei dem Japaner sind die Längsdrehungen in den Salti passiver und so auch langsamer als bei Andrianow, der diese kürzer, explosiver, also verdichteter turnt. Er ist schneller und somit in der Lage, den zweiten Salto früher zu öffnen. Das hat zur Folge, daß er in den Stand s p r i n g t, während Tsukahara in den Stand f ä l l t. Aus all diesen Gründen wird auch verständlich, daß Andrianow am Reck die Pirouette noch verdoppeln und den Mondsalto außer an den Ringen auch einmal am Boden zeigen will. Ich glaube bei ihm geht das..." Gesagt ein Jahr nach München '72!

Der immer nach vorn drängende Andrianow trat nie auf der Stelle. Er duldete auch kein Stereotyp, schon gar keine Kopie. Indem er sich von seinem Pirouetten-Mondsalto als einer Art Antiquität vorübergehend verabschiedete, trat er als erster Turner der Welt am „Königsgerät" mit dem dreifachen Salto und am Boden mit dem gestreckten Doppelsalto auf. So kam es, daß 1975 sein sowjetischer Landsmann Gennadi Krysin den doppelten Mondsalto aus der Taufe hob – noch heute eine Schwierigkeit, die dem Dreifach- und dem gestreckten Doppelsalto in nichts nachsteht.

Der „Moon salt" indes, wie ihn vor mehr als einem Jahrzehnt Tsukahara kreierte, ist heute nicht einmal mehr für Jugendliche ein Problem. Gefragt ist dieses einst so atemberaubende und rätselhafte Element in seiner inzwischen erschlossenen Vielfalt am Reck und im Sprung, am Boden und an den Ringen. Und nur wer es phasenrein, virtuos turnt, kann damit auch siegen. Die „fallende Kartoffel" ist ab 1. Januar nächsten Jahres schon keine Höchstschwierigkeit mehr – kein Risiko und nichts Originelles.

★

Mitte Dezember wird der Marzahn-Berliner Roland Brückner neunundzwanzig. Nur das und die fast zwanzig Wettkampfjahre waren der Grund, im Herbst seinen Rücktritt zu verkünden. Hinterlassen hat der Olympia- und Weltcupsieger, Welt- und Europameister eine turnerische Bodenübung, mit der er noch eine ganze Weile der Beste von allen hätte bleiben können. Bei seinem letzten internationalen Auftritt im August in Olomouc bekam er noch einmal die Höchstnote 10. Am Boden ist das so etwas wie die Blaue Mauritius.

Es sieht so aus, als würde sobald niemand kommen, der die Galavorstellungen des Artistenbluts Brückner vergessen macht. Was ihn auszeichnete, hat er in seiner bescheidenen Art einmal selbst am besten formuliert: „Ich habe mich immer gefragt: Was ist möglich und was nicht? Dabei schärfte sich mein Blick dafür, über meinen eigenen Schatten springen, dabei vermeintliche Grenzen überschreiten, Risiken eingehen und etwas erfinden zu müssen, was andere noch nicht erfunden hatten. Nur so, dachte ich, kannst du besser sein als deine nicht schlechteren Konkurrenten."

Also probierte Roland Brückner den gebückten Mondsalto am Boden und führte ihn als erster auf. Um den Eindruck noch zu verstärken, verlegte er diesen Sprung an das Ende seiner letzten akrobatischen Reihe. In einer Bodenkür, die mit durchschnittlich sechzig Sekunden länger dauert als irgendeine an einem anderen Gerät, die höchste Schwierigkeit am Schluß zu zeigen, war eine Großtat jenseits jeglichen Mittelmaßes. „Ungeachtet dessen, daß am Ende alle Kraftreserven nahezu verbraucht sind, wollte ich diesen Sprung nicht eben nur wagen, sondern ihm auch ein Qualitätssiegel geben."

Ab Januar wird es in der Wertungsvorschrift der internationalen Föderation vier statt bisher drei Schwierigkeits-Kategorien geben. Jetzt sind auch D-Teile gefragt – Tsukaharas 1972er Mondsalto vom Reck hat den Sprung dorthin nicht geschafft. Aber wer Brückner sagt, muß auch D sagen! Würde der Berliner noch turnen, hätte er dreimal das „D" zu bieten: Mit dem „einfachen" Mondsalto, dem Schraubensalto und der sofortigen Konterbewegung in den Salto vorwärts – und natürlich mit dem Mondsalto gebückt als Schlußakkord. Dabei ist nur e i n D-Teil gefordert...

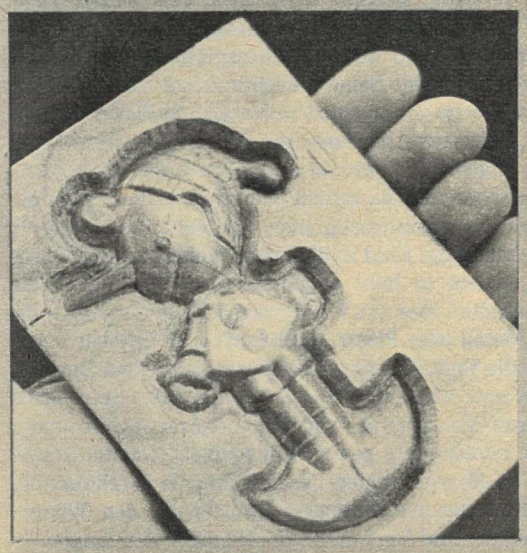
Der neue Code de Pointage ist listig. Er führt als „Super-D" ein Element, das noch gar nicht geturnt wurde: Den Mondsalto als Abgang vom Barren. „Wie der einmal aussehen soll, weiß ich auch nicht genau", sagt der Potsdamer ASK-Cheftrainer Rolf Bauch. „Problematisch sind die Wegzeiten, die Abgangshöhe und die Geschwindigkeit, vor allem aber auch die Verlagerung der Bewegungsebene: Ich muß aus der Holmengasse heraus n e b e n das Gerät kommen. Aber es wird der Weltelite nichts anderes übrigbleiben, diesen teuflischen Abgang schleunigst wettkampfreif zu machen. Bisher genügte ein hoher Doppelsalto rückwärts. Aber der steht als C-Teil nur noch in der zweiten Reihe. Die Besten der Welt können sich in Zukunft damit kaum noch sehen lassen..." So also ändern sich die Zeiten.

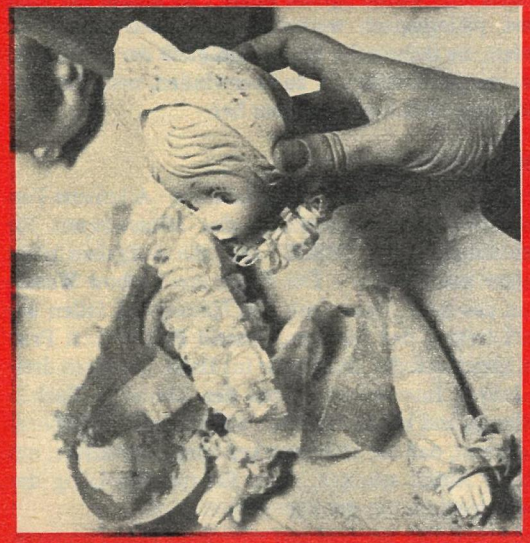
Hans Richard Vollbrecht

Fotos: Karlheinz Friedrich (4), Archiv

Der Pudel auf dem Reißbrett

FREIE WELT-Reporter Karin Kopp (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) reisten nach Sagorsk, 70 Kilometer vor Moskau, wo erdacht, gebaut und getestet wird, woran nicht nur Kinder ihre Freude haben: Spielzeug.





„... wer dereinst als Mann in irgend etwas Tüchtiges leisten soll, der muß sich schon von Kindheit an eben darauf einüben ... Einer, der späterhin ein guter Landwirt oder ein guter Baumeister werden soll, muß schon im Kinderspiel kleine Häuslein aufsetzen; und der andere ein Bäuerlein sein; dazu muß jedem sein Erzieher ein kleines Handwerkszeug herbeischaffen, das dem rechten nachgemacht ist."
– Platon, der griechische Philosoph, bedarf nach 2400 Jahren sicher mancher Ergänzung. Doch darin behielt er recht: daß sich schon im Spiel des Kindes die schöpferischen Kräfte vorbereiten, mit denen sich später der Erwachsene im Leben beweisen wird.

Der Pudel auf dem Reißbrett

Die Jungen und die Zärtlichkeit

Gehoben, geschoben, getragen, gedreht – gerät man in den letzten Tagen vor dem Jahreswechsel auf dem Marx-Prospekt irgendwann unwiderruflich in den Sog der großen Türen des Moskauer Kinderkaufhauses „Detski mir". Und es hängt kaum noch vom eigenen Willen ab, in welcher der zweiundzwanzig Abteilungen man schließlich landet. Eben noch klebt man am Ladentisch vor den Hase- und Wolf-Filmen, um im nächsten Augenblick der Puppenverkäuferin an den Hals geschleudert zu werden. Und ehe man noch ein Wort der Erklärung hervorbringen kann, ist man schon die Treppe hinaufgeschleust und wirbelt zwischen Rodelschlitten und Regenschirmen umher. Als Moskauer hat man in diesen Tagen – da Väterchen Frost erwartet wird – überall zu tun. Uns hat ein günstiger Wind hoch emporgehoben, in den fünften Stock, zu Ljubow Wassiljewna Lilejewa, Abteilungsleiterin für Spielwaren.

– Wieviel Kauflustige kommen täglich zu Ihnen?

– Zwischen 3000 und 7000 aus dem In- und Ausland.

– Was sind die „Renner" bei den Kindern Ihres Landes?

– Sportspielzeug: Fußbälle, Hockeyspiele, Skier, Schlitten, Schlittschuhe. Sehr beliebt sind Holzsachen, also Pferde, Wagen, Puppenmöbel, Baukästen, Handwerkszeug. Ich fürchte ein bißchen für unser Holzspielzeug. Die Abfälle der Möbelindustrie, die dafür infrage kommen, werden immer geringer. Da liegt die Begründung nahe, zu anderen Materialien zu greifen. Sehr begehrt sind auch die lustigen, stabilen und billigen Reitpferde aus Maché. Wem das Pferd nicht schnell genug ist, der liebäugelt mit dem „Moskwitsch", einem Tretauto aus Metall. 25 000 Stück bekommen wir jährlich, verkaufen aber könnten wir sehr viel mehr. Auch Aljenka, das Puppenbaby, das den Kopf schüttelt, wenn ihm Brei gereicht wird, aber gierig die Milchflasche an den Mund zieht, ist sehr beliebt. Genauso die modisch gekleideten Puppen aus Sonneberg und Lichte und die Groteskpuppen mit ihren langen schlenkrigen Armen und Beinen. Zu den Favoriten gehören unbedingt die elektrischen Wasch- und Nähmaschinen von Piko und natürlich Modelleisenbahnen.

– Unterscheiden Sie zwischen Spielzeug für Jungen und Mädchen?

– Nein. Getreu dem elterlichen Vorbild teilen sich auch die Kleinen ihre Pflichten in Haushalt und Familie. Siebzig Prozent aller Jungen spielen übrigens mit Puppen. In dieser früh geübten liebevoll-zärtlichen Zuwendung liegt sicher eine der wesentlichen Ursachen, daß sie später als junge Väter so fürsorglich mit ihren Kleinen umgehen.

Schlichtes Spielzeug passé?

– Wer kauft mehr Spielzeug – Väter oder Mütter?

– Sie halten sich die Waage. Aber der Einkauf von elektromechanischem Spielzeug, wie Eisenbahnen, ist eindeutig Männergeschäft. Bei den Vätern (und erst recht bei den Großvätern) sitzt meist auch die Geldtasche etwas lockerer. Sie lassen sich schneller etwas „abschmusen". Ich habe außerdem den begründeten Verdacht, daß Männer generell verspielter sind als Frauen...

– Wissen Sie, was man bei uns zu Hause „Ladenhüter" nennt?

– Ja.

– Haben Sie welche?

– Nein. Jedenfalls nicht beim Spielzeug.

– Und woher wissen Sie bei Neuentwicklungen so genau, was gekauft werden wird und was nicht?

– Sobald ein Betrieb ein neues Spielzeug auf den Markt bringt, wird es auf unseren Verkaufstischen getestet. Durch Knopfdruck sagt uns der Kunde, was ihm gefällt, was nicht. Bei diesen Tests sind Vertreter des Betriebes dabei, sie notieren sich alle Kundenwünsche. Auch für Spielzeug, das es noch gar nicht gibt. Da kam schon manch gute Anregung für die Entwerfer heraus.

– Haben Sie Ärger mit der Qualität?

– Das mechanische und elektromechanische Spielzeug hält den Kinderhänden oft nicht lange genug stand. Kinder haben eben auch „Testmethoden", auf die man nicht auf Anhieb kommt! Stellt sich heraus, daß die Qualität nicht den Erfordernissen entspricht, geht der Posten an den Betrieb zurück, es ist unanständig, Kinder zu enttäuschen.

– Ist schlichtes Spielzeug heute weniger gefragt als technisch raffiniertes?

– Nein. Überhaupt nicht. Gekauft wird, was Phantasie und Kombinationsfreudigkeit fördert, handwerkliches Geschick und liebevolle Fürsorge, Freude an sportlicher Betätigung und einfach Spaß macht. Das alles können wir anbieten. Allerdings nicht immer in ausreichender Menge. Von Jahr zu Jahr wird mehr Spielzeug gekauft, da kommt die Produktion manchmal nicht mit. Deshalb freuen wir uns über die neue große Spielzeugfabrik in Moskau.

Die Puppe als Verführerin?

„Spielzeug tötet die kindliche Initiative!" – „Spielzeug erzieht Faulenzer!" – „Die Puppe ist überflüssig, ja schädlich, weckt sie doch in den kleinen Mädchen frühzeitig frauliche Instinkte!" – „Die Kinder brauchen Brot und Schuhe, keine Kinkerlitzchen!" – Solche Meinungen waren durchaus nicht selten in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution. Doch einige wußten es besser: Lunatscharski, Krupskaja, Gorki und letztlich Makarenko: „Das Spiel hat eine große Bedeutung im Leben des Kindes, es hat die gleiche Bedeutung wie für den Erwachsenen die Arbeit... Wie das Kind beim Spiel ist, so wird es, wenn es größer ist, bei der Arbeit sein. Daher wird der künftige schaffende Mensch vor allem im Spiel erzogen... Beim Spiel gibt es eine ebenso große Verantwortung wie bei der Arbeit – freilich nur beim guten, richtigen Spiel!" Brot und Schuhe waren Voraussetzungen zum Überleben. Zum Weiterleben in einer neuen Gesellschaft aber brauchten die Kinder Brot und Schuhe und Spielzeug.

Und so geschah es, daß Pawel Borissow, beheimatet im Fernen Osten, zu Ohren kam: Da soll in Moskau ein Institut eröffnet worden sein, in dem sich Wissenschaftler, Doktoren gar, mit Kinderspielzeug beschäftigen! Diese sensationelle Nachricht trieb den Holzschnitzer aus seiner heimatlichen Hütte hinaus in die Welt, von Wladiwostok nach Moskau, zu Fuß...

Die Nachricht stimmte. Im Jahre 1932 wurde in Sagorsk, ehemals Sergijew, dem alten, berühmten Spielzeugzentrum Rußlands, das Wissenschaftliche Experimentalinstitut für Spielzeug gegründet. Ganz in der Nähe des Spielzeugmuseums, das 1918 der bedeutende Wissenschaftler, Pädagoge und Spielzeugentwerfer Nikolai Bertram eingerichtet hatte, und das bis heute das einzige in der Sowjetunion ist (FW veröffentlichte die interessantesten Zeugen alter Volkskunst in ihren Heften 1 bis 10/84). Vom ersten Tage an hatte das Institut alle Hände voll zu tun. Spielzeug war knapp geworden im Lande. Vor der Revolution wurde in Rußland für drei Millionen Rubel Spielzeug hergestellt und für 18 Millionen importiert. Die Importe waren nun weggefallen. Heimarbeiter gab es kaum noch. Nicht alles, womit Kinder spielten, war künstlerisch wertvoll wie das alte Volksspielzeug. So mancher Kitsch kam aus dem Ausland und wurde „große Mode". Es mußte ein ganz neues, pädagogisch wertvolles Sortiment entwickelt werden, die technische Rückständigkeit der primitiven Spielwarenindustrie war zu überwinden, neue Technologien und Maschinen mußten her.

Herz für Holz!

Für das heutige „Wissenschaftliche Allunions-Forschungsinstitut für Spielzeug des Ministeriums für Leichtindustrie der UdSSR" sind die Aufgaben nicht weniger kompliziert. – Die Frage von Ljubow Wassiljewna aus dem „Detski mir" im Hinterkopf, fallen wir dem Direktor des Instituts, Wassili Petrowitsch Prjachin, gleich mit der „Holz"-Tür ins Haus. Er ist seit dreißig Jahren Interessenvertreter der Kinder in Sachen Spielzeug und kennt natürlich auch das Holz-Problem: „Es stimmt, daß die Möbelwerker immer effektiver, mit weniger Abfall arbeiten. Aber für das Spielzeug der Kinder wird immer genügend Holz sein!

Kopfzerbrechen bereitet uns allerdings etwas anderes. Holz verlangt eine viel umständlichere Technologie als

Im Sagorsker Kindergarten „Kleine Sonne": Ein paar Klötzer, ein Steuerrad – und er ist Kapitän auf allen Weltmeeren. Kindliche Phantasie anzuregen und zu fördern, ist ein wichtiges Kriterium für jedes Spielzeug. Bunte Holzbausteine in verschiedenen Größen und Formen lassen sich sehr variabel gestalten. Aus dem Schiff wurde bei anderen Kindern ein Flugzeug, eine Garage, eine Bärenhöhle... (Bild unten). Das Kinderparadies „Detski mir" – Minuten nach dem Öffnen (rechts).

zum Beispiel Thermoplaste. Da wird die Masse in Formen gegossen, kommt in die Maschine, und in drei bis fünf Minuten sind fünfzig Puppen fertig. Und wir können uns die Hände reiben, weil wir unseren Plan erfüllt haben! Nun sehen Sie sich aber mal dieses kleine Holzfahrzeug ‚Lunochod' an: Das macht Arbeit! Das Holz muß gefällt, entrindet, in Spezialkammern 24 bis 48 Stunden getrocknet werden. Dann wird es geschnitten, zerspant, gebohrt, eingefärbt. Das dauert Tage. Wir müssen eine neue Technologie finden. Nun, wir werden sie bald haben... Holzspielzeug muß sein – muß mehr sein! Seine Beliebtheit hat viele Gründe: Holz ist – im Unterschied zu Metall und Plaste – natürlich, sozusagen vor unseren Augen gewachsen, faßt sich angenehm warm an und sieht durch seine Maserung schön aus. Es spricht also emotional an. Zum anderen ist Holzspielzeug sehr variabel zu kombinieren und kann vom Kind schöpferisch weiterbearbeitet werden, indem es bunt angemalt wird. Manches – ein Bauerndorf oder ein Pferdewagen beispielsweise – ist aus Metall oder Plaste überhaupt nicht denkbar."

Was die Verkäuferinnen wissen, ist auch dem Direktor nicht neu: Von Jahr zu Jahr werden mehr Spielwaren gekauft. Von Jahr zu Jahr wird mehr produziert – aber noch immer nicht genug. Vor einigen Monaten trafen sich im Musterkabinett des Instituts die Direktoren aller Betriebe des Moskauer Gebiets mit den Wissenschaftlern und Vertretern des Handels. Auf langen Tischen war das Spielzeug aufgebaut, wonach Kinder

noch oft vergeblich fragen. Vorwiegend solches, das zur Arbeitsliebe erzieht, zum ersten Kennenlernen verschiedener Berufe, das Schöpferfreude und Spaß an handwerklicher Bastelei entwickelt. Denn daran hat sich seit Platon nichts geändert: „... wer dereinst als Mann in irgend etwas Tüchtiges leisten soll, der muß sich schon von Kindheit an eben darauf einüben." Deshalb grübeln jetzt die Betriebsdirektoren, ob sie Bastelmaterial oder Krane, Handwerkszeug, Förderbänder oder solch eine versenkbare komplette Hobelbank herstellen sollen, wie sie sie hier gesehen haben. Dieses moderne Spielzeug wurde erst kürzlich entworfen – von eben jenem Pawel Borissow, der vor mehr als fünfzig Jahren aus Wladiwostok kam. Heute ist er alt, längst Rentner. Aber einmal im Jahr kommt er für zwei Monate ins Institut, im Gepäck seine Geschenke: Neue Entwürfe und Muster für Spielzeug.

Werden Teddys nackt?

Sehr begehrt bei allen Kindern sind pelzige Kuscheltiere. Ihre Bekleidung war noch vor 15, 20 Jahren kein Problem. Macht heute die Damenmode des Landes den Teddys das Fell streitig? Der Direktor sieht das Problem anders: „Pelze sind nicht billig, gute Qualität kostet schon 50 Rubel pro Quadratmeter. Für Spielzeugpelz dürfen wir aber nicht mehr als acht Rubel ausgeben. Nur schöner muß er sein. Und strapazierfähiger. Unser Labor tüftelt an der Erfindung eines Kunstpelzes: samtweich, waschbar(!), farbecht und billig.

Schließlich gilt es auch die Tradition zu pflegen, daß unser Spielzeug das billigste auf der Welt ist, es kostet im Durchschnitt 2,50 Rubel!"

In über 900 Betrieben der UdSSR werden jährlich rund 16000 verschiedene Spielzeuge hergestellt und in geringem Umfang auch entworfen. Das Institut in Sagorsk, siebzig Kilometer von Moskau entfernt, ist einmalig. Es forscht, entwickelt, konstruiert für die Kinder von über hundert Nationalitäten; für die kleinen Eskimos ebenso wie für die Kinder des Südens. Das setzt voraus, daß die Sagorsker genau wissen, welche alten Traditionen in jenen Gebieten noch lebendig sind, wie das familiäre Zusammenleben organisiert ist, welche Lebensgewohnheiten sich in den unterschiedlichen Klimazonen herausgebildet haben, wie Fauna und Flora aussehen. Sind die Mitarbeiter des Instituts darin „sattelfest", Genosse Prjachin?

„Heute ja, früher nicht unbedingt. Es gab schon Pannen. Da haben wir mal den usbekischen Kindern eine besondere Freude machen wollen und ihnen ein wunderhübsches Ferkelchen geschickt. Doch die, die wir begeistern wollten, waren gekränkt. Weil wir nämlich nicht an religiöse Traditionen gedacht haben und daran, daß das Schwein von Menschen islamischen Glaubens verachtet wird. Nun, wir haben das Ferkelchen gegen Kamele eingetauscht, und der Frieden war wiederhergestellt. Auch Puppen haben uns schon in Konflikte gebracht. Eine Puppe, die beispielsweise in Kirgisien ‚ankommen' will, muß natürlich kirgisisches Kolorit haben – ohne dabei zur Karikatur zu werden. Was uns apart erscheint – die schrägstehenden Mandelaugen etwa – kann, wenn es übertrieben wird, als Makel erscheinen. Da sagt man uns denn: ‚Was macht ihr für häßliche Puppen? Kommt her und überzeugt euch, daß unsere Kinder viel hübscher sind!' Um solche Nasenstüber für immer auszuschließen, arbeiten wir schon seit Jahren mit dem Ethnographischen Institut zusammen. Außerdem werden alle Entwürfe von den Volksbildungsministerien der entsprechenden Republiken begutachtet, wenn nötig, auch korrigiert.

Lärm muß sein!

Mit viel Liebe widmen sich die Sagorsker der Entwicklung von altersspezifischem musikalischem Spielzeug; trägt doch die Kunst, vor allem die Freude am eigenen „Musik-machen-können" viel dazu bei, daß sich ein kleiner Mensch geistig vielseitig entwickelt, daß durch gute ästhetische Erziehung Interessen geweckt werden, die ein Leben lang erhalten bleiben.

Das zweijährige Kind ist noch völlig zufrieden, wenn es ein trillerndes Holzvögelchen bekommt, während das Vorschulkind im Kindergarten bereits gelernt hat, Töne zu unterscheiden und den verschiedenartigen Tieren richtig zuzuordnen.

Musikalisches Spielzeug, insbesondere Tierstimmen-Imitation , ist schon sehr alt. Nun aber ist so eine Tierstimme nicht ohne weiteres in die moderne Technik zu übersetzen. Sie muß ja noch identifizierbar sein. So sind die Sagorsker zu den alten Meistern gegangen, um hinter die Geheimnisse der Tierstimmen zu kommen. Und „ganz nebenbei" wurde auch noch eine synthetische Trommelbespannung erfunden, die kindliche Wünsche nach möglichst viel Lärm in keiner Weise enttäuscht.

Spielzeug im Streß

Ein Spielzeug wie unser Pudel(schwanz) auf dem Reißbrett (S. 21) hat es nicht leicht. Lang und voller Gefahren ist sein Weg vom Kopf des Entwerfers am Reißbrett bis in die Spielecken der Kinder. Dicke Aktenbündel füllen sich mit Gutachten: Von Hygienikern, Ärzten, Chemikern, Pädagogen, Psychologen, Kindergärtnerinnen, Feuerwehrmännern, Künstlerisch-Pädagogischen Räten und Ministerien. Nachdem es dann ein Jahr lang verkauft wurde, wandert es wiederum nach Sagorsk zu einem Test. Und wehe ihm, wenn es nicht mehr haargenau dem einst bestätigten Muster entspricht! Kritischer aber als die Augen der Erwachsenen sind die der Kinder. Das Bewährungsfeld eines Spielzeugs ist das Kinderzimmer. Hier erst bekommt es endgültig seinen Gütestempel – oder nicht...

In den letzten Stunden unseres Besuches in Sagorsk sind wir in den Kindergarten zu den kleinen Praktikern gegangen. „Ärztin" Marina, drei Jahre alt, setzt das Stethoskop an. Nach gründlicher und keineswegs zimperlicher Untersuchung dann die mit Spannung erwartete Diagnose: „Ist gesund!"

NIKARAGUA

Die Kaffee-Ernte braucht jede Hand, das Zuckerrohr reift und die Baumwolle. Sie sind Nikaraguas wichtigste Exportgüter. Verfaulen und verbrennen sollen sie, die Ernte darf das Land nicht stärken, lauten die Befehle aus den USA. Die Pflücker sollen keinen Frieden finden, müssen mit der Gewißheit leben, daß eine Kugel sie erreicht. Doch Nikaraguas Volk wehrt sich.

Zur selben Zeit erklärt US-Außenminister Shultz: auf „Wunsch benachbarter Staaten" sei Grenada eingenommen worden, nach einem ähnlichen Muster könne auch mit Nikaragua verfahren werden. Der Pentagon-Chef Weinberger teilt mit, daß Vorbereitungen für „alle Arten von Notfällen" längst getroffen sind.

Für welche „Notfälle"? Wer ist in Not? Nach Aussagen der Reagan-Administration sind die Nachbarländer Nikaraguas bedroht, und die Vereinigten Staaten müßten einen übermächtigen Gegner in Schranken halten. Zudem besitze er sowjetische Angriffswaffen. Die Offerte an Honduras und El Salvador, um „Schutz" zu bitten, ist überdeutlich. Angesichts der Lüge über die „Angriffswaffen" wäscht sich sogar der amerikanische Geheimdienst seine Hände in Unschuld, und das soll was heißen, wenn der eilfertigste Einbläser am Ohr des Präsidenten bekannt gibt, daß die Mär von den sowjetischen MiG-Flugzeugen nicht aus ihrer Feder stammt.

Die „vierte Grenze"

Die Erklärungen nikaraguanischer Politiker, daß ihr Land für niemanden eine Gefahr darstellt, sondern sich selbst in Gefahr befindet, werden vom Knallen amerikanischer Spionageflugzeuge sekundiert. Das Land steht unter Waffen, ein ganzes Volk bereitet sich auf die Verteidigung vor. Die US-Administration wird nicht müde, auf jene Männer, Frauen und Jugendliche in Betrieben und auf den Feldern zu weisen, die ihrer täglichen Arbeit mit einer Kalaschnikow auf dem Rücken nachgehen, und beklagen die „Bedrohung". Eine widerliche Posse.

Wer postulierte 1980 mit Blick auf Nikaragua in dem nicht für die Öffentlichkeit gedachten „Dokument von Santa Fé", von US-Politikern aufgesetzt, den Kernsatz: „Der Krieg und nicht der Friede ist die Norm, nach der sich die internationalen Beziehungen richten"? Und wer bewaffnete die mehr als zehntausend Banditen und postierte sie an der Grenze zu Nikaragua, als dieses leidgeprüfte Land endlich die Waffen niederlegen und in Frieden ein neues Leben errichten wollte? Die honduranische Grenze im Rücken morden Söldner Bauern, Arbeiter und Lehrer, vernichten Ernten, brennen Dörfer und Betriebe nieder; vor Nikaraguas Küsten stehen amerikanische Kriegsschiffe, und Flugzeuge landen US-Soldaten in Honduras an. Der Außenminister Nikaraguas Miguel d'Escoto zog den Schluß, daß die USA ihren ausgehaltenen Söldnerbanden nicht mehr zutrauten, die Revolution zu ersticken.

Die USA fühlen sich bedroht an ihrer „vierten Genze", wie die US-UNO-Botschafterin Jean Kirkpatrick sagt. Die anderen Grenzen sind weit gezogen und liegen in Westeuropa, am Persischen Golf, in Südkorea und anderswo. Vor mehr als fünf Jahren hat ein Volk beschlossen, kein US-Hinterhof zu sein und innerhalb eigener, nationaler Grenzen einen eigenen, nationalen Weg zu gehen. Die USA fühlen sich bedroht von einem Land, dessen Regierung nicht vom State Department bestätigt und dessen Politik nicht im Weißen Haus beschlossen wurde. Ein Volk wird wider Willen gezwungen, sich zu panzern, um die Vergangenheit von seinen Grenzen fernzuhalten. Amerikas „Sicherheitsinteressen" sind gefährdet, meint Präsident Reagan und postiert Kanonenboote.

Für 30 Millionen Dollar ein ganzes Land

Diese stehen nicht erstmals vor Nikaraguas Küste. Es ist geradezu symbolisch, daß die „freundschaftliche Zusammenarbeit" – dieses Wort fällt in der Tat, wenn US-Politiker von vergangenen Zeiten reden – von einem Piraten und Sklavenhändler eingeleitet wurde. 1855 fiel ein gewisser William Walker mit einer Killertruppe, die sich „Phalanx der Unsterblichen" nannte, in Nikaragua ein. Ihn stützten die Bankhäuser Morgan und Garrison sowie eine USA-Regierung, die ihm sofort diplomatische Deckung gab, als er den Präsidentenstuhl okkupierte. Als er marodierend durch die Nachbarländer streifte, endete der „Unsterbliche" schließlich vor einem Füsilierkommando in Honduras.

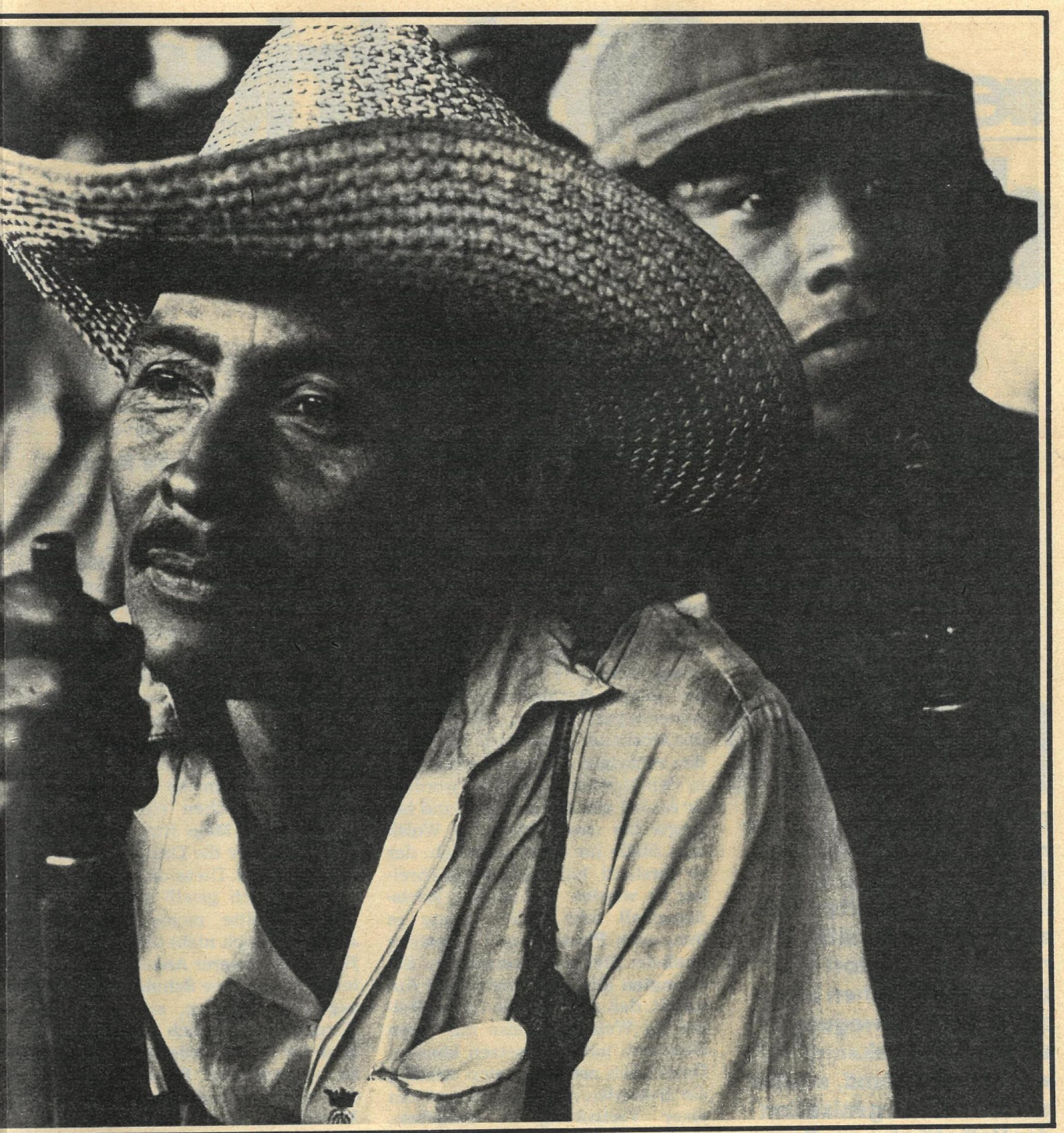
1909 wehten vor Nikaraguas Küste die Sternenbanner gleich vierfach: auf den Kriegsschiffen „Colorado", „South Dakota", „Albany" und „Washington". Die USA empfanden es als Zumutung, daß der Präsident Nikaraguas Zelaya neben liberalen Reformen und eigenständiger Wirtschaftspolitik auch noch zwei amerikanische Attentäter hatte hinrichten lassen. Schließlich mordeten beide im höchsten Auftrag, als sie an einem bewaffneten Putsch gegen Zelaya teilgenommen hatten. Nun zeigten 4000 US-Marines, daß die Vereinigten Staaten es als ihr legitimes Recht betrachteten, unerwünschte Präsidenten zu stürzen. Um ähnlichen Unbotmäßigkeiten zuvorzukommen, diktierten die USA dem mittelamerikanischen Land die sogenannte Dawson-Convention, in der es heißt: „Die Regierung Nikaraguas verpflichtet sich zur Aufnahme eines US-Kredits in Höhe von 30 Millionen Dollar. Dafür stellt Nikaragua folgende Garantien: die Eisenbahn, die gesamten Einnahmen des Staates, die Kontrolle über die Nationalbank und die Gewähr, daß US-amerikanische Beamte jederzeit und unkontrolliert nach Nikaragua einreisen können..."

Dem neuen Präsidenten Adolfo Diaz raubte nicht der Ausverkauf der Souveränität den Schlaf, sondern die lästige Opposition, und so rief er die USA wiederum ins Land. Am 12. August 1912 spuckten acht US-Kriegsschiffe 3000 Soldaten an Land. Und diese Truppe blieb dreizehn Jahre, knüppelte Streiks und Demonstrationen auseinander und kartätschte Aufstände nieder. 1925 glaubten die USA Nikaragua „befriedet" und schifften ihre Truppen ein, doch siehe, neun Monate später waren sie wieder da. Die Partei der Liberalen unter General Moncada hatten die Konservativen um Diaz vernichtend geschlagen. 5000 Marines stellten sich zwischen die Fronten und bastelten eine Koalitionsregierung zusammen. Im Volk entstand der Spruch: „Fünf Konservative an der Macht und fünf Liberale dagegen – das sind zusammen zehn Banditen."

Beim Tango kam die Kugel

Eine kleine Gruppe von dreißig Mann gab nicht auf, geführt von einem Mann, dessen Name nun in die Geschichte einging. Am 12. Mai 1927 sagte Augusto César Sandino den Okkupationstruppen den Kampf an: „Dies ist meine Entscheidung: Ich bin nicht bereit, die Waffen niederzulegen, auch wenn alle anderen es tun. Mit den wenigen, die mich begleiten, werde ich lieber sterben, weil es besser ist als Patriot zu sterben, denn als Sklave zu leben... Ich will ein freies Vaterland oder Tod."

General Sandino fand den Tod, doch nicht auf dem Schlachtfeld. Auf diesem blieb er mit seinem Arbeiter-und-Bauern-Heer ungeschlagen. 1933 erreichte Sandino sein Ziel: die Amerikaner mußten weichen. Der internationale Druck zwang sie zur Heimkehr. Doch sie hinterließen einen Stellvertreter: Anastasio Somoza mit seiner Killertruppe, Guardia Nacional genannt. Der US-Botschafter Arthur Bliss Lane gab die Weisung, und Somoza führte aus: am 21. Februar 1934 wurde Sandino ermordet.



Ein Gangster und kleiner Plantagenbesitzer riß das Land an sich und machte es zu seinem Familienunternehmen, war jedoch klug genug, amerikanischen Konzernen eine Mitbeteiligung anzubieten. Als ihn 1956 beim Tango eine Kugel tödlich traf, erinnerte US-Präsident Eisenhower an „die unvergessene Freundschaft dieses großen Herzens zu den USA". Dem Sohn Luis Somoza folgte 1967 nach einer „freien Wahl" dessen Bruder Anastasio. US-Beamte wendeten die Gesichter ab, wenn Somozas Nationalgardisten am hellichten Tage Menschen aus den Elendshütten schleiften und es nicht einmal für nötig befanden, im Verborgenen zu morden. Den USA genügte das Argument, daß jeder Tote den Einfluß des Kommunismus schwäche; das andere Argument, Somoza häufe Leichen, um seinen Besitzstand zu erhalten und zu mehren, galt als Verleumdung.

1961 schlossen sich mehrere Partisanengruppen zur „Sandinistischen Front für die Nationale Befreiung" (FSLN) zusammen. Nach einer Reihe von Niederlagen reifte die Einsicht, daß eine Partisanenarmee nicht genüge, sondern nur eine Massenorganisation des Volkes den Sieg erringen könne. Im Septemberaufstand 1978 hatte Somoza nur noch die Nationalgarde an seiner Seite, eine Truppe hemmungsloser Mörder. Ihnen galt jeder Jugendliche als potentieller Kommunist, selbst auf Zwölf- und Dreizehnjährige legten sie an. In jenen Tagen lagen sie zu Hunderten blutend in den Straßen. „Ich denke, dein Präsident Carter sollte sich diesen Jungen ansehen." Der so angesprochene Reporter sah dem Toten ins Gesicht und las aus diesem Trauer und Entschlossenheit, wie er später schrieb.

Ein Jahr später wird der Sieg der Sandinistischen Befreiungsfront gefeiert. Bald werden Zweifel in bürgerlichen Medien laut, ob diese Revolution nicht zu weit gehe. Nun spricht die bürgerliche Opposition in Nikaragua nicht mehr vom „Volk", sondern von „las turbas", was „Pöbel" heißt. Demagogisch rufen sie nach einem „demokratischen Sozialismus". Warum erschreckt diese Forderung den großen Nachbarn nicht, dem doch sonst jeglicher Sozialismus ein Greuel ist? Warum werden jene FSLN-Kommandanten aufs Korn genommen, die kein Wort von Sozialismus reden, weil sie wissen, daß inmitten von Trümmern, Elend und Analphabetismus hochgespannte Illusionen tödlich sind? Warum werden sie „Kommunisten" genannt, obgleich sie keine sind?

Ein längst bekannter Mechanismus hat sich in Gang gesetzt. Die Welt konnte ihn 1954 beobachten, als CIA-Agenten ein Banditenheer rüsteten, um eine bürgerlich-demokratische Regierung in Guatemala zu stürzen. Ihr Präsident Arbenz wurde „Kommunist" genannt. Er hatte es gewagt, der United Fruit Company in den Arm zu fallen, er machte wahr, wovon viele nur gesprochen hatten: Er gab den Bauern Land, förderte die Gewerkschaftsbewegung und proklamierte alle bürgerlichen Freiheiten.

„Ein freies Vaterland oder Tod!"

Heute erklärt Präsident Reagan, Moskau und Havanna lenken in Nikaragua die Geschicke. Nur weil ein Volk seine Naturreichtümer erobert und verteidigt, den Diktator zum Teufel gejagt hat und aus der kolonialen Vergangenheit ausbricht? Wie immer in solchen Fällen „verteidigen" die USA die „demokratischen Elemente des Volkes", denen von den „Kommunisten" verwehrt wird, eine „pluralistische Gesellschaft" zu errichten. Für Nikaragua hieße das: Alle Macht der MDN, der Partei der Beamten und Unternehmer, und der COSEP, der Dachorganisation der Unternehmerverbände und den Contras. So mancher jener „Pluralisten" aus den Villenvierteln, die noch vor kurzem den „demokratischen Sozialismus" wollten und Präsident Reagan damit keineswegs erschreckten, befinden sich heute konsequenterweise in Honduras, im trauten Zusammensein mit Somozas Söldnern, und hören auf Befehle von US-Beratern.

Nun ist längst bekannt, was die USA-Regierung will, sie sagt es offen, weil sie der Durchschlagskraft von Drohungen vertraut. „Die militärischen Operationen, die die USA in Mittelamerika und in der Karibik ausführen werden, sind darauf gerichtet, die Grundlage für die ausgedehnte US-amerikanische Präsenz in diesem Gebiet zu schaffen", heißt es lakonisch in einem US-Regierungsbericht.

Die Kriegsschiffe stehen also wiederum bereit, um für „rechte " Verhältnisse zu sorgen. Die CIA-gelenkten Banden im Nachbarland und an die vierzig Kriegsschiffe – das sind allzu bekannte Vorboten. Die Weltöffentlichkeit ist alarmiert. Soll wiederum eine gerechte soziale Erhebung mit Geschützdonner beantwortet werden, wie damals in Guatemala, Santo Domingo und Grenada? Doch, und das wissen in den USA aufgeklärte Köpfe ebenfalls, dieses Mal wird kein Präsident ob seiner Unbotmäßigkeit „verwarnt", heute stehen die USA einem geeinten Volk unter einer demokratisch gewählten Regierung gegenüber, die es mit Sandinos Ruf „freies Vaterland oder Tod" sehr, sehr ernst meinen.

Hans Bergmann

Foto: Archiv

FREIE WELT -Serie 1

Die Intrigen der Dorfspinnen

Die russische Revolutionärin Vera Figner (1852 bis 1942) entstammte dem Landadel, studierte Medizin an der Universität Zürich und wurde dort mit den sozialistischen Ideen der Arbeiterbewegung in Westeuropa bekannt. 1875 wieder in Rußland, schloß sie sich der Organisation der Volkstümler an. Deren Anhänger glaubten an die Möglichkeit einer sozialistischen Bauernrevolution in Rußland und wirkten in diesem Sinne auf dem Lande. Nach der Spaltung der Volkstümler wurde Vera Figner Mitglied des Vollzugskomitees der „Narodnaja Wolja" (Volkswille), 1883 wegen ihrer Mitbeteiligung am Zarenattentat verhaftet und 20 Jahre in der Festung Schlüsselburg gefangengehalten. Bald nach ihrer Entlassung ging Vera Figner ins Ausland, kehrte 1914 nach Rußland zurück, erlebte dort die Oktoberrevolution und war danach aktiv auf kulturellem und bildungspolitischem Gebiet tätig.

Wir beschlossen, uns im Gouvernement Woronesh niederzulassen (im Jahre 1877 – d. R.). Bald danach wurde das Urteil im Prozeß der 193 gefällt (ein Terrorprozeß gegen die Volkstümler – d. R.), gegen alle Erwartungen wurde eine Reihe von Genossen freigesprochen. Wir durften die Gelegenheit nicht versäumen, unter ihnen neue Mitarbeiter für das Land zu gewinnen, und deshalb reisten Bogdanowitsch und ich nach Petersburg.

In Petersburg herrschte eine ungewöhnlich gehobene Stimmung: Die Jugend triumphierte, alte und neue Freunde begrüßten die Freigelassenen, als wären sie aus dem Jenseits wiedergekommen. Sie aber, wenn auch körperlich zerschlagen und krank von den soeben durchlebten Leiden, schmiedeten mit nur der Jugend eigener, lang unterdrückter Glut neue Pläne zur Verwirklichung ihrer Ideen. Ihre Wohnungen waren von früh bis spät von Menschen überfüllt; es war ein regelrechter revolutionärer Klub, wo 90 bis 100 Menschen täglich aus- und eingingen. Bekannte brachten Unbekannte mit, die denen die Hand zu drücken wünschten, die man lebendig begraben hatte. Aus dieser Periode datiert meine Bekanntschaft mit vielen Revolutionären der siebziger Jahre; unter anderem mit Sofia Iwanowna Perowskaja. Ich war ihr warm empfohlen worden, und sie bezauberte mich durch ihr schlichtes, weiches Wesen, durch ihren einfachen Geschmack. Unsere guten Beziehungen währten bis zu ihrem Tode. Als ihr letztes Vermächtnis durchdrang die Gefängnismauern: „Behütet Naum (Deckname von Suchanow) und die kleine Vera!"

Aufsehen bei unserer Ankunft

Der Zar bestätigte das Urteil des Gerichtshofes nicht, viele wurden wieder verhaftet und administrativ verschickt. Manche flüchteten ins Ausland, unser Bureau ging ein; jene vereinzelten Personen, die, nach Erledigung ihrer Angelegenheiten oder aus der Verbannung entflohen, wieder nach Petersburg kamen, traten der Organisation „Land und Freiheit" bei. Währenddessen wirkte man stark auf mich ein, in Petersburg zu bleiben, da man mich am geeignetsten für die Arbeit unter den Intellektuellen hielt. Aber da ich an meinen Überzeugungen hartnäckig festzuhalten pflegte, von einer Ansicht nur dann abließ, wenn eigene Erfahrung mich eines Besseren belehrt hatte, blieb ich bei dem Entschluß, mein Leben unter dem Volk fortzusetzen.

Wir wollten uns „Land und Freiheit" in Saratow anschließen, und im März 1878 siedelten wir dahin über. Damals war in Saratow schon etwas getan worden: Etwa zwölf Personen lebten in den umliegenden Dörfern, wo sie sich als Lehrer, Schreiber, Schuhmacher, landwirtschaftliche Arbeiter, Hausierer beschäftigten, außerdem wurde eine lebhafte Propaganda unter den städtischen Arbeitern betrieben.

Irgendwelche Verbindungen in der sogenannten Gesellschaft hatten wir in Saratow nicht, und doch brauchten wir sie notwendig. Ein Notar Praotzew, der die ganzen Verhältnisse in Saratow und den umliegenden Kreisen ausgezeichnet kannte und dort überall Beziehungen hatte, war für uns ein wahrer Schatz. Dieser grundehrliche, etwas verwöhnte Mensch hatte sich die ganze Begeisterungsfähigkeit seiner Jugend bewahrt. Als Student der Moskauer Universität war er in den sechziger Jahren relegiert und in den Norden verschickt worden. Er schloß uns in sein Herz und besorgte bei einem Notar in Wolsk eine Stelle für Bogdanowitsch, der es verstand, bald Gemeindeschreiber zu werden. Da er dem Adelsmarschall sehr gefiel, gelang es ihm, auch Pissarew und Solowjow ähnliche Stellen zu vermitteln. Sie erlangten alle drei eine solche Autorität, daß sie bald alle freien Stellen im Wolsker Kreise mit ihren Genossen hätten besetzen können. Doch nach zehn Monaten wurden die Behörden mißtrauisch, und um einer Verhaftung zu entgehen, mußten die beiden abreisen.

Fast um dieselbe Zeit bekam auch ich eine Stelle im Petrowsker Kreis. Meine Schwester Jewgenia, die vor kurzem ihr Examen als Feldscherin vor dem Medizinalamt in Saratow bestanden hatte, kam mit mir. Unsere Ankunft erregte allgemeines Aufsehen. Die Petrowsker Gesellschaft konnte es nicht fassen, weshalb wir, bei unserer Abstammung, mit unserer Bildung, uns auf dem Lande begraben wollten. Warum, wozu? Zum Glück konnte man uns unserem Aussehen nach keineswegs für sogenannte Nihilistinnen halten (Nihilismus – eine Strömung in der fortschrittlichen russischen Intelligenz – d. R.). Dank diesem Umstand und noch mehr dank der Freundschaft mit dem Kreisvorsteher und seiner Frau öffneten sich uns alle Türen. Nur der Vorsteher des Adels, Ustinow, der angeblich wegen eines Mordes sechs Jahre im Kriminalgefängnis gesessen hatte und später begnadigt worden war, ebenso das Kreismitglied Delivronne, das fürs Volk alle Kenntnisse, außer einigen Gebeten und der Liste des Herrscherhauses, für schädlich hielt, erklärten damals sofort, da sei etwas nicht in Ordnung, man müsse ein offenes Auge auf uns haben.

Besuche bis in die Nacht

Unter solchen Vorzeichen begannen wir unsere Arbeit. Den Bauern war die Ankunft der Ärztin, wie sie mich nannten, ein Wunder. Sie gingen zum Popen mit der Frage, ob ich für alle angestellt sei oder nur für die Weiber. Nachdem sie erfahren hatten, daß ich für alle ohne Unterschied des Geschlechts angestellt sei, belagerten sie mich förmlich. Das arme Volk strömte zu mir wie zu einem wundertätigen Heiligenbild, zu Hunderten und Hunderten; von früh bis spät war vor meinem Häuschen ein Troß von Fuhrwerken. Mein Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen meiner drei Distrikte. Diese ungeheure Arbeit hätte ich gewiß nicht leisten können, hätte meine Schwester Jewgenia mich nicht unterstützt.

Bald nach unserer Ankunft eröffneten wir auch eine Schule. Jewgenia sagte den Bauern, sie wolle die Kinder unentgeltlich unterrichten, auch für Fibeln, Federn, Papier und so weiter sorgen. Etwa 25 Knaben und Mädchen meldeten sich sofort. Man muß wissen, daß es in allen drei Landdistrikten keine einzige Schule gab. Die Schüler kamen manchmal aus 20 Kilometer entfernten Dörfern. Auch Erwachsene kamen, manche Bauern baten um Unterricht im Rechnen, dessen sie bei Verwaltungsabrechnungen dringend bedurften. Bald hatte Jewgenia den schmeichelhaften Namen „unsre goldene Lehrerin" erworben.

Wenn wir unsere Arbeit in der Apotheke und Schule beendet hatten, nahmen wir ein Buch und gingen ins Dorf zu irgendeinem Bauern. Das bedeutete für das betreffende Haus einen Festtag. Der Hauswirt holte Freunde und Verwandte herbei. Wir lasen aus Nekrassow, Lermontow, Schtschedrin bis in die Nacht. Immer wieder wollten sie uns über das Bauernleben, über die Bodenfrage, die Beziehung zum Gutsbesitzer und über die Behörden sprechen hören. Auch baten sie uns, ihre Gemeindeversammlungen zu besuchen, um die Betrügereien und Kniffe des Schreibers und des Schulzen zu entlarven. Wenn es endlich schon Zeit war, nach Hause zu gehen, mußten wir

jedesmal vorher feierlich versprechen, ihre Kinder ebenso schriftkundig zu machen, wie wir es waren. Die Anhänglichkeit dieser einfachen Seelen hatte einen derartig bezaubernden Reiz, daß ich noch heute voll Freude an diese Zeit zurückdenke; jede Minute fühlten wir, daß wir notwendig waren.

Wir bemühten uns, das allereinfachste Leben zu führen. Die leiseste Spur von Luxus war aus unserer Häuslichkeit verbannt. Wir aßen kein weißes Brot, wochenlang sahen wir kein Fleisch; jeder überflüssige Bissen wäre uns inmitten dieser Armut und dieses Elends im Halse steckengeblieben. Von meinem monatlichen Gehalt, 25 Rubel, verausgabten wir 10 bis 12 Rubel einschließlich Bezahlung der Hausbesorgerin. Überflüssig zu sagen, daß wir alle Geschenke, die im Dorf so üblich sind, wie Brot und andere Lebensmittel, entschieden ablehnten.

Es ist peinlich auszusprechen, daß diese Lebensweise, die natürlich und normal hätte scheinen sollen, im Dorfe wie ein krasser Mißton wirkte; durchbrach sie doch jenes System der Ausplünderung und des gewissenlosen Egoismus, das, mit Millionensummen am Throne beginnend, bis hinunter ins Dorf reichte, wo es den Bauern die letzten Kopeken abpreßte.

Gerüchte im Dorf

Die Räuber im Dorf waren klein, unbedeutend, armselig; aber auch die Jahresrechnung des Bauern umfaßte nur einige Rubel, höchstens wenige Dutzend Rubel; seine Zahlungen und Steuern (Kopf-, Boden-, Landverwaltungs- und Dorfsteuern) waren im einzelnen Kopekenbeträge, überstiegen aber weit seine Zahlungskraft. Unter solchen Umständen war es natürlich unmöglich, ihn um viel zu betrügen; dafür stellte das, was aus ihm herausgequetscht wurde, den letzten Groschen des Armen dar – schwer ist's, sich von den sauer erarbeiteten Kopeken zu trennen. Der Kampf um diese Kopeken gegen die Raffgier der Stärkeren machte das ganze Leben des Dorfes aus.

Unser Erscheinen bedrohte den Appetit der kleinen Dorfräuber. Am Lager eines Kranken war es dem Popen zum Beispiel unmöglich, in meiner Gegenwart mit dem Kranken um den Preis seines geistlichen Beistandes zu feilschen. Auf dem Amtsgericht zählte wohl der Schreiber in Gedanken die Verluste an Bestechungen nach, die unterblieben, wenn wir zufällig da waren. Dazu kam noch die Gefahr, daß wir den von ihm Geschädigten eine Klageschrift verfassen und durch unsere Verbindungen in der Stadt die Sache bis zu den obersten Behörden bringen konnten. Die Dorfspinnen spannen uns ihre Netze; das Mißtrauen zwischen den Behörden und dem Volke einerseits, der Gesellschaft und den Intellektuellen andererseits lieferte unsern Gegnern die fertige Waffe zu leichtem Sieg.

Der Kampf, der gegen uns einsetzte, war so charakteristisch, daß es unmöglich ist, ihn zu übergehen. Wir wohnten, im Gegensatz zu den übrigen Genossen, legal im Dorfe, legal mit unseren richtigen Pässen. Ich befürchtete nichts von der Samaraer Geschichte (im Gebiet von Samara, wo Vera Figner als Volkstümlerin tätig war – d. R.), ich baute auf die Unzulänglichkeit der Polizei. Außer der befreundeten Vorsteherfamilie wußte niemand, daß eine unserer Schwestern schon nach Sibirien verbannt war. Wir hatten aber noch keine Zeit, uns ordentlich einzuleben, als wir schon von den Bauern erfuhren, daß der Pope unseres Dorfes das Gerücht verbreitete, wir seien ohne Papiere, hätten gar nicht studiert, kein Diplom und seien ebensowenig medizinisch ausgebildet wie er. Wenn uns die Bauern nun baten, bei ihren Neugeborenen Pate zu stehen, so lehnte der Pope es ab zu taufen, da er nicht wisse, wer wir seien, woher wir kämen, ob wir verheiratet seien... Derselbe Gottesdiener schickte einen Bericht an die Behörden, die Seelenverfassung seiner Gemeinde habe sich seit unserer Ankunft verändert, die Kirche werde wenig besucht, die Opferbereitschaft habe abgenommen, das Volk sei frech und übermütig geworden. Als das keine Wirkung hatte, begann man unsere Schule zu beschnüffeln und zu bespitzeln; bald war es der Gutsverwalter, bald der Schreiber, dann wieder der Pope, die die Kinder aushorchten.

„Immer wieder fragen sie uns, ob du uns auch Gebete lehrst", erzählten sie meiner Schwester. Obgleich in der Schule gebetet wurde, gingen Denunziationen nach Saratow, Jewgenia präge den Schülern ein, es gäbe keinen Gott, und der Zar sei unnötig. Dazu verbreitete sich plötzlich im Dorfe das Gerücht, wir versteckten Flüchtlinge bei uns. Seitdem verging kein Tag, an dem der Kreispolizist nicht unter irgendeinem Vorwand bei uns erschienen wäre, um zu schnüffeln.

Im Januar 1879 sollten in unserem Kreis die Amtspersonen neu gewählt werden. Die Bauern wählten einen neuen Ältesten und kürzten dem Schreiber das Gehalt um 100 Rubel. Das rief einen Sturm hervor. Die Wahlen wurden für ungültig erklärt und neue anberaumt, zu denen der Adelsmarschall persönlich erschien. Viele Wähler waren von den Neuwahlen nicht benachrichtigt worden und infolgedessen gar nicht erschienen; Bauern des benachbarten Dorfes, die ihres frischen, unabhängigen Sinnes wegen bekannt waren, wurden durch irgendwelchen Trick von der Beteiligung ferngehalten, in der Neuwahl wurde der frühere bestechliche Älteste wieder gewählt, dem Schreiber wurde das Gehalt voll zuerkannt, und hiermit war die gesetzliche Ordnung wieder hergestellt.

Schwerer Abschied

Bald darauf brach ein neuer Konflikt zwischen den Bauern unseres Dorfes Wjasmino und zwei benachbarten Dörfern einerseits und dem Gutsbesitzer Graf Nesselrode andrerseits wegen der Pacht des Landes aus. Der Widerstand der Bauern Wjasminos, die in der gegebenen Sache trotz aller Bemühungen der Gegenseite unbeugsam geblieben waren, wurde uns in die Schuhe geschoben. Der Pope, der von der Freigebigkeit des Gutsbesitzers Nutzen zog, schrieb ihm, daß am Widerstand der Bauern die Feldscherinnen die ganze Schuld trügen. Bald kam der Kreispolizist ins Dorf. Er führte eine Untersuchung über unsere Unterhaltungen und unsere Schule durch und schloß dann die Schule, da sie ohne Genehmigung der Schulbehörde bestanden hatte.

Es ist schwer zu beschreiben, wie sehr die Bauern über diesen Schlag außer sich waren. Noch vor kurzem hatte man ihnen zugeredet, eine Amtsschule zu gründen. Sie sollte viel Geld kosten, und die Bauern verzichteten darauf. Man wollte, sagten die Bauern, sie mit Gewalt zwingen, schwere Lasten für eine amtliche Schule zu übernehmen.

Doch damit nicht genug. Kurze Zeit darauf wurden infolge einer Denunziation des Schreibers zwei Bauern verhaftet und nach der Stadt abgeführt; in der Anklage hieß es, die Auffassungen, die sie im Gespräch mit dem Schreiber geäußert hätten, seien „umstürzlerisch". Bei dem Verhör bemühte sich der Kreispolizist auf alle mögliche Weise, sie zu der Aussage zu verleiten, wir seien diejenigen, die ihnen diese Gedanken beigebracht.

Seit jener Zeit ließen uns die Polizisten keinen Moment mehr in Ruhe, dieselben Polizisten, deren Kindern ich das Leben erhalten und die ich von manchem Gebrechen geheilt hatte. Sie beklagten sich, daß man sie zwingen wolle, unter unseren Fenstern zu horchen, uns nachzuschleichen, unsere Gespräche mit den Bauern zu belauschen. Die Bauern bekamen Angst, uns am Tage zu besuchen; sie kamen heimlich abends.

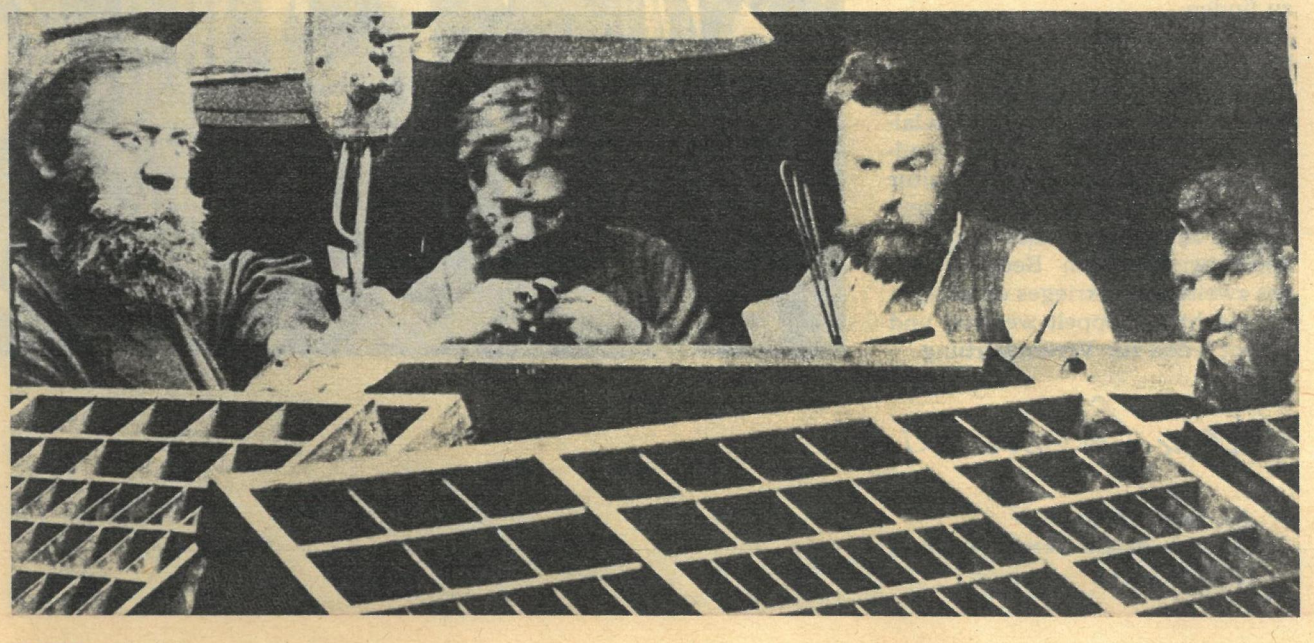
Der Älteste, dessen Frau ich behandelte, gestand mir voll naivem Kummer: „Was kann ich tun? Beständig droht man mir: Paß auf, Ältester, auf die Feldscherinnen, du bist für alles verantwortlich!" Ein Gutsbesitzer, der durch den trockenen Ton meiner Sprache gekränkt war, schämte sich nicht, nachzuforschen, ob bei uns in der Gemeinde Ruhe herrsche, und fügte als Kommentar zu der verwunderten Miene des Schreibers hinzu: „Ja, die beiden sind imstande, einen ganzen Kreis aufzuwühlen."

So unglücklich endete unser hoffnungsvoll begonnener Aufenthalt. Doch wir nahmen die Überzeugung mit, daß das Volk uns verstanden habe und in uns Freunde sehe.

Vera Figner, Nacht über Rußland. Auszugsweiser Abdruck. Das Buch erscheint im Verlag Volk und Welt.

Im nächsten Heft:
Im Angesicht des Urteils

Am Setzkasten für eine neue Ausgabe: „Wperjod" (Vorwärts) hieß die Zeitung der Volkstümler, die im Ausland herausgegeben wurde.



Fotos: Archiv

Von Posaunen

Noch loderten die letzten Brände des zweiten Weltkrieges, da dachten sowjetische Soldaten schon an Brot für das deutsche Volk, dachten auch an die Rettung einzigartiger Schätze der Weltkunst. In die UdSSR gebracht, dort gepflegt und restauriert, wurden sie der Menschheit bewahrt und 1955 und 1958 in die Sammlungen Dresdens, Berlins, Potsdams, Gothas, Dessaus und anderer Städte zurückgeführt. Mit einer Ausstellung im Berliner Alten Museum wollen die Museologen 1985 des 40. Jahrestages der Befreiung und der Bewahrung unserer Kunstschätze gedenken. Wir stellen einige der geretteten Werke aus den Staatlichen Museen zu Berlin vor.

Die ersten Nachkriegsbestandslisten einer einst so umfangreichen Galerie alter Malerei, wie es die der Berliner Museen war, enthalten Kürzel, die nur Eingeweihte noch verstehen. Lakonisch sprechen sie von der Tragik der Kriegsauswirkungen: „verschollen", „verlagert", „gestohlen", „verbrannt". „B", das steht für erhalten, erhalten in feuchten, defekten Berliner Museumskellern. „Von den Russen beschlagnahmt" – so markierte man intern jene Bilder, die 1946 aus eben diesen feuchten, unsicheren Kellern von Kulturoffizieren geborgen und in sowjetische Museumsobhut überführt worden waren. Die resignierte und mißtrauische Haltung derer, die die Listen aufstellten, tritt zutage. Sie wußten von den Untaten der Faschisten in der Sowjetunion. Wie sollten sie glauben, daß die Sieger nun deutsche Kulturgüter nicht als Kriegsbeute, sondern lediglich in Schutz und Pflege nehmen würden?

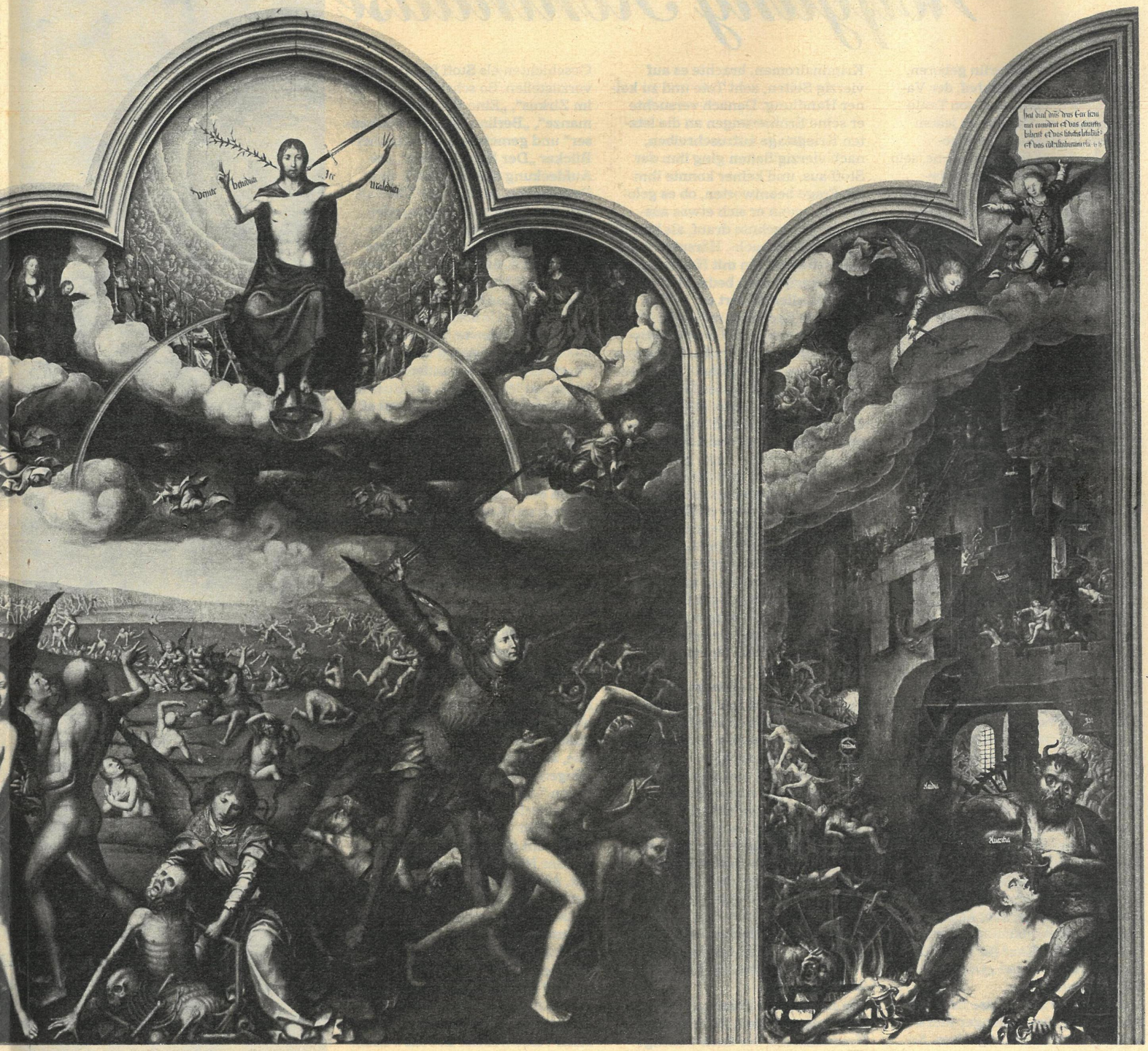
Welches Hochgefühl erfüllte dagegen uns im Jahre 1958, die wir, gerade erst in Museumsdienste getreten, mit den aus der UdSSR zurückkehrenden Kunstwerken konfrontiert wurden. Mich beeindruckte unter den vielen Gemälden auch ein Flügelaltar mit der Darstellung des Jüngsten Gerichts, um 1516 von dem südniederländischen Maler Jean Bellegambe geschaffen. Eingedenk der enormen Empfindlichkeit derartiger früher Holztafeln ließ der ausgezeichnete konservatorische Zustand sowohl der komplizierten Bildträgerarchitektur wie auch der Malschicht dieses großen Altares auf äußerste Sorgfalt bei den Transporten und bei der Kontrolle durch sowjetische Restauratoren schließen. Das Triptychon, das in der kürzlich eingerichteten Niederländer-Abteilung der Berliner Galerie im Bodemuseum wieder einen zentralen Platz einnimmt, war schon 1821 mit der berühmten Privatsammlung des englischen Holzhändlers Edward Solly an die Königlichen Museen in Berlin gekommen. Da Bellegambe (1467/80–1535) vorwiegend im nordfranzösischen Douai tätig war, mag der große Altar einst eine Kirche dort geschmückt haben. Seine genaue Geschichte kennt man indessen nicht. Das ikonografische Programm der Tafeln umfaßt alle durch das Matthäus-Evangelium und durch die volkstümliche Literatur des Mittelalters vorgegebenen Elemente: In der Mitte erstehen die Toten aus ihren Gräbern auf, geweckt von den Posaunen des Jüngsten Tages. Durch den thronenden Christus auf der Weltkugel werden die Menschen nach ihren Erdentaten gerichtet. Das Schwert gilt den Verdammten, die in die Qualen der Hölle getrieben und für die sieben Todsünden, Geiz, Trägheit, Unmäßigkeit, Neid, Zorn, Unkeuschheit und Hochmut, grausam bestraft werden. Lilie und Segensgestus weisen dagegen auf die Auserwählten, die in den Garten des Paradieses aufgenommen und von Engeln ins Himmlische Jerusalem geleitet werden.

Formal greift der Meister bei der Gestaltung dieses geistig-moralischen Welt- und Menschenpanoramas auf ältere niederländische Vorbilder, auf Rogier van der Weyden und Hans Memling zurück. Die in vielerlei Bewegung erfaßten zahllosen Figuren wirken noch spätgotisch. In der Mimik aber zeigt sich, daß Bellegambe bereits die physiognomischen Studien italienischer Renaissancemeister gesehen haben muß. Auch Reminiszenzen an die Phantasiewesen Boschs sind zu finden.

In einem solchen Kunstwerk offenbart sich dem aufmerksamen Betrachter nicht nur die reiche Vorstellungswelt des späten Mittelalters, sondern auch die hohe handwerkliche und künstlerische Kultur dieser Epoche. Daß es im Gegensatz zu unzähligen anderen großen Meisterwerken den Bedrohungen des zweiten Weltkrieges entgangen ist, macht es doppelt wertvoll und mahnt jeden zur Verantwortung.

Dr. Irene Geismeier
Direktorin der Gemäldegalerie
Alte Meister

aufgeweckt

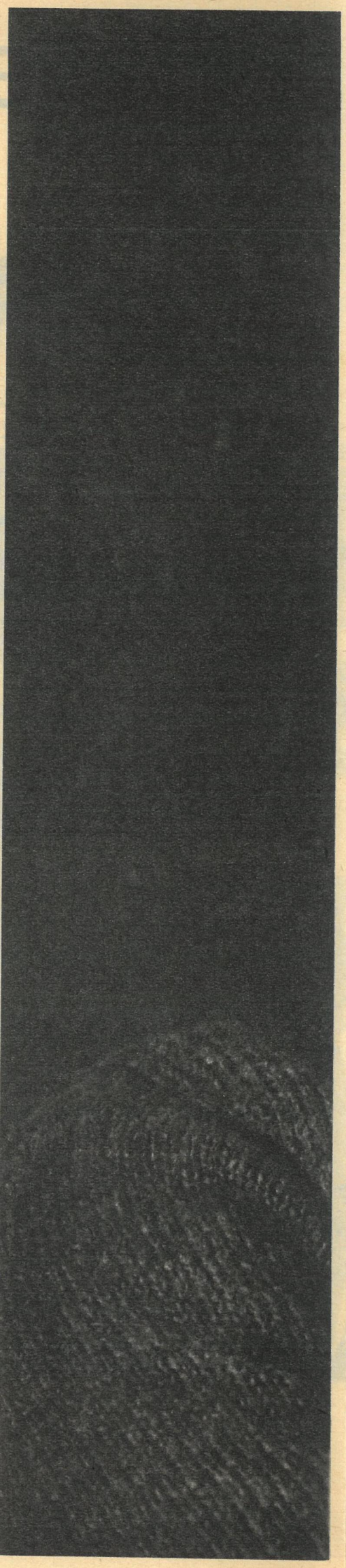


Jean Bellegambe.
Das Jüngste Gericht. Das Paradies. Die Hölle.
Altar. Um 1516

Reproduktion: Staatliche Museen zu Berlin

Erlebte und erfahrene Zeit, das ist das Antlitz eines Menschen. Was drückt es, betrachtet man es genau, nicht alles aus? Spiegel des Charakters, der Jahre, des Lebens. Keine Spur, keine Linie, kein Schatten ohne eigene Geschichte. In loser Folge zeigt FW Gesichter, die in der fünfunddreißigjährigen Entwicklung der DDR nachhaltig das Gesicht unserer sozialistischen Nationalkultur mitprägten und mitprägen.

Wolfgang Kohlhaase



Er wurde 1931 in Berlin geboren, sein Kietz hieß Adlershof, der Vater war Schlosser, und von Tante Ella bekam der Knabe zu jedem Weihnachtsfest ein Buch geschenkt. Er las früh und gerne, sein Zuwachs an Phantasie war beträchtlich, das Taschengeld dagegen knapp. Ihn bekümmerte es, weil er nur an einem von vier Sonntagen die vierzig Pfennig fürs Kino zusammenbringen konnte. Im Frühling fünfundvierzig interessierte ihn ein Mädchen mehr als der Endsieg, überhaupt – meint er – sei sein Alter zu dieser Zeit ein glücklicher Umstand gewesen. Zu jung, um von der faschistischen Ideologie total geformt zu sein, begann sein kritisches Denken parallel mit der Konstituierung einer neuen Gesellschaft. Er erinnert sich an die ersten Tage mit den Russen: Da hörte nichts auf, da fing etwas anderes an! Woran er sich beteiligen wollte, wenngleich noch ohne Ahnung wie. Erstmal gab es eine Welt zu entdecken, die die Nazis seiner Generation verschwiegen hatten. Er las alles und durcheinander. Gorki, Fontane, Wilde, Balzac, Hemingway, Scholochow, Seghers, Tucholsky, nicht zuletzt Pliviers Buch „Stalingrad". Das war sein umwerfendstes Erlebnis.

Man hört ihm gern zu, er ist ungezwungen, gerät ins Berlinern und dabei unvermutet ins Du, unterstreicht das Gesagte mit Gesten, verbreitet behutsame Heiterkeit. Wer die Geschichten liest, die in seinem Buch „Silvester mit Balzac" stehen, wird das nachempfinden können. Sein Erzählton ist ungewohnt, seine Sprache gründlich, glänzend, genau. Und neben Heiterem wird überaus Ernstes empfindsam berichtet – da bleibt das Lachen im Halse stecken; kaum einen besseren Drehbuchautor konnte sich Hermann Kant für den Film nach seinem Roman „Der Aufenthalt" suchen.

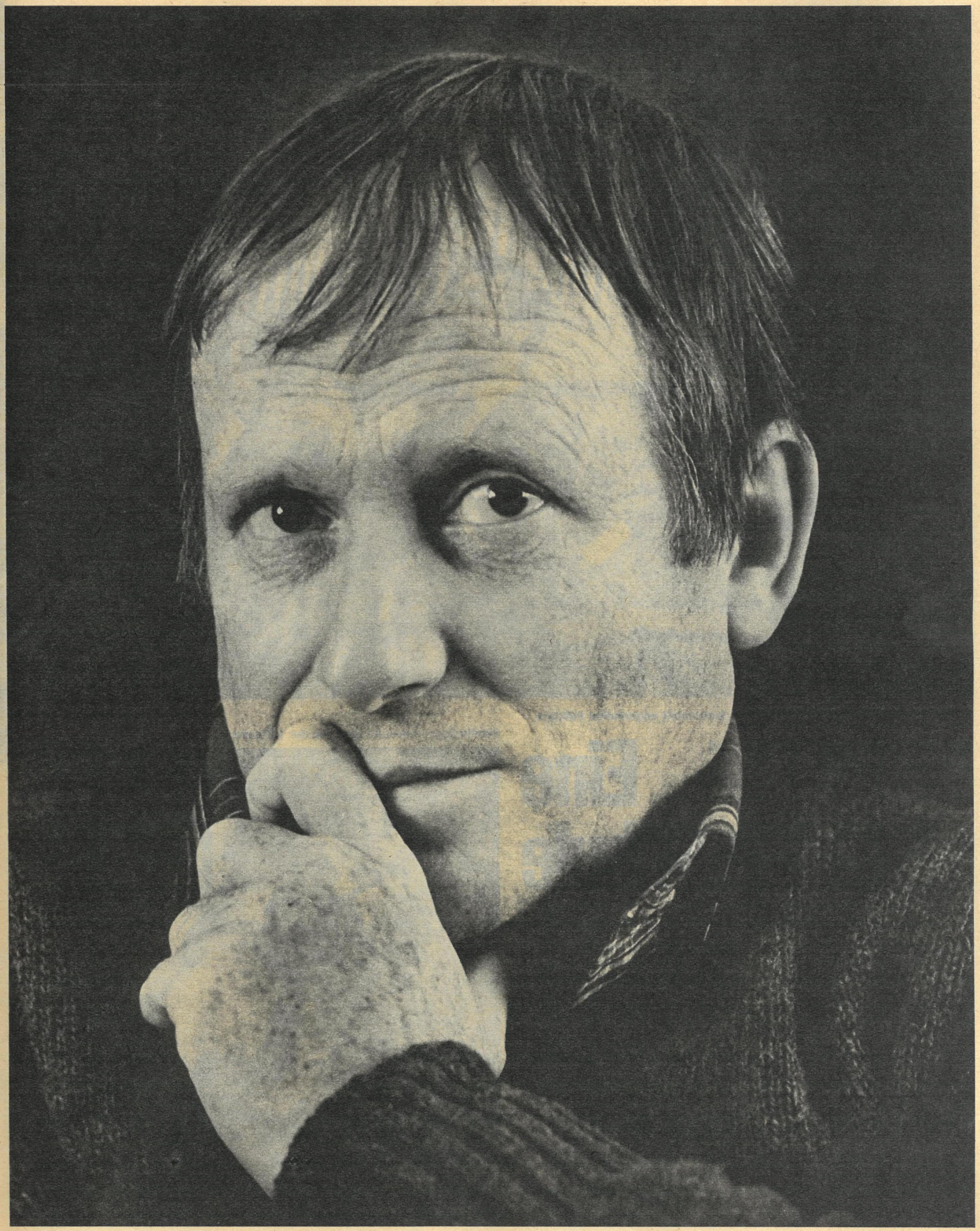
Der Erzähler Kohlhaase findet wie ein Wünschelrutengänger Merkwürdigkeiten im Alltäglichen. So „sei der überwiegend hochdeutsch empfindende Leser hingewiesen auf den gravierenden Unterschied zwischen der Wendung ‚immer icke' und der ihr verwandten, für den Gebrauch in den Schulen zu empfehlenden korrekten Wortfolge ‚immer ich'..." Doch vorerst verfaßte der Schüler Kohlhaase einen Kriminalroman, brachte es auf vierzig Seiten, acht Tote und zu keiner Handlung. Danach versuchte er seine Erinnerungen an die letzten Kriegstage aufzuschreiben, nach vierzig Seiten ging ihm der Stoff aus, und keiner konnte ihm die Frage beantworten, ob es gelogen sei, wenn er sich etwas ausdenke. Jahrzehnte drauf, als bereits geübter Drehbuch-, Hörspiel- und Fernsehautor, ein mit Nationalpreis und Kunstpreisen bedachter Schriftsteller, äußert er: „... um über eine Sache schreiben zu können, muß man mehr über sie wissen, als man aufschreibt. Erst wenn man genug Material hat und wenn man Maßstäbe hat, das Material zu bewerten – und diese Maßstäbe sind moralischer, philosophischer, politischer, zuerst und zuletzt auch ästhetischer Art – dann gewinnt man die Freiheit, mit dem Material umzugehen. Lebenserfahrung, Kunsterfahrung und politische Position gehören zum Schreiben, davon kann ich nicht abgehen, wenn ich eine Geschichte höre oder erzähle. Es wäre seltsam, wenn sich politische Haltung nicht in der Summe dessen, was man schreibt, mitteilt, man kann sie beim Schreiben nicht wie Hefe einem Teig zusetzen."

Der Knabe war sechzehn, als er hörte, man kann Journalist lernen. Also bewarb er sich brieflich bei Redaktionen um eine Anstellung als – nie gelesenes Wort – „Volontör". „Der Start" druckte dennoch nicht nur seine erstaunliche Geschichte vom Kaninchen auf dem Barhocker, man nahm auch ihn. Er schrieb Reportagen, Feuilletons, mit jugendlicher Unbekümmertheit auch Filmkritiken und Buchbesprechungen, für den Rundfunk gar Glossen zur Literatur, bis er eines Tages Film viel feiner als Journalistik fand. Eine Arbeitsgemeinschaft von Filminteressierten brachte ihn zur DEFA.

Die Lust, selbst Filme zu schreiben, entstand nach dem Erlebnis des Neorealismus, der auch wichtige Anregungen vom sowjetischen Film erhalten hatte. Hier sah er etwas, das sich bewußt und deutlich, in der Art des Herangehens an ein Sujet, in der sozialen Position wie auch im Handwerklichen, vom bürgerlichen Kino unterschied, etwas, was eigener Lebenserfahrung nahe lag und ihm Mut machte, sich seine Geschichten als Stoff für den Film vorzustellen. So schrieb er „Alarm im Zirkus", „Eine Berliner Romanze", „Berlin – Ecke Schönhauser" und gemeinsam mit Günther Rücker „Der Fall Gleiwitz", die Aufdeckung der Mechanik einer Provokation, mit der der Überfall auf Polen gerechtfertigt werden sollte. Dann begann seine jahrelange Zusammenarbeit mit dem Regisseur Konrad Wolf. „Ich war neunzehn" hieß ihr erster Film. Dazu brauchte der eine, der den Krieg in der Uniform der Roten Armee vom Kaukasus bis Berlin erlebte, um den eigenen Blick zu überprüfen den des anderen, der, in kurzen Hosen noch, die Russen einmarschieren sah in Adlershof. Sie ergänzten sich auch in „Mama – ich lebe" nach dem Kohlhaase-Hörspiel „Fragen an ein Foto", stellten sich mit dem „Nackten Mann auf dem Sportplatz" der Diskussion um Kunst, Künstler und Gesellschaft, machten zusammen „Solo Sunny". Er schrieb nach dem Tod Wolfs: „Ich denke immer noch, er könnte wieder zu Hause sein, die Tür aufmachen und vorangehen in die Küche. Er kochte gern, aß gern, liebte Geselligkeit bei Tisch, vorausgesetzt, man nahm eine Mahlzeit als ruhige Hauptsache und nicht als Vorwand für ein ehrgeiziges Gespräch. Ob er wollte oder nicht, er lebte sichtbar, als Filmregisseur, als Präsident der Akademie, als Mann in den öffentlichen Dingen: sein Name war eine Institution." Er hat jetzt seine Zusage als Autor für einen dokumentarischen Film über Konrad Wolf gegeben, nicht ohne Befangenheit, die mit der Nähe zu dem Mann zu tun hat. Aber, sagt er, Schauplätze werden mit der Zeit undeutlich, Augenzeugen verschwinden, Wolfs Leben soll nicht in die glatten Erinnerungen geraten. –

Eine letzte Frage gilt dem Erzähler und Hörspielschreiber, wann gibt es hier Neues? Der bekennt Schwierigkeiten, Prosa und Film seien verschiedene Lebensweisen, eine Erzählung schreibe man allein, Filmtexte im Hinblick auf Partner, Regie, Kamera, Schauspieler – was nicht heißen muß, daß in seinem Kopf keine alltäglichen, außergewöhnlichen Geschichten wären...

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Foto)



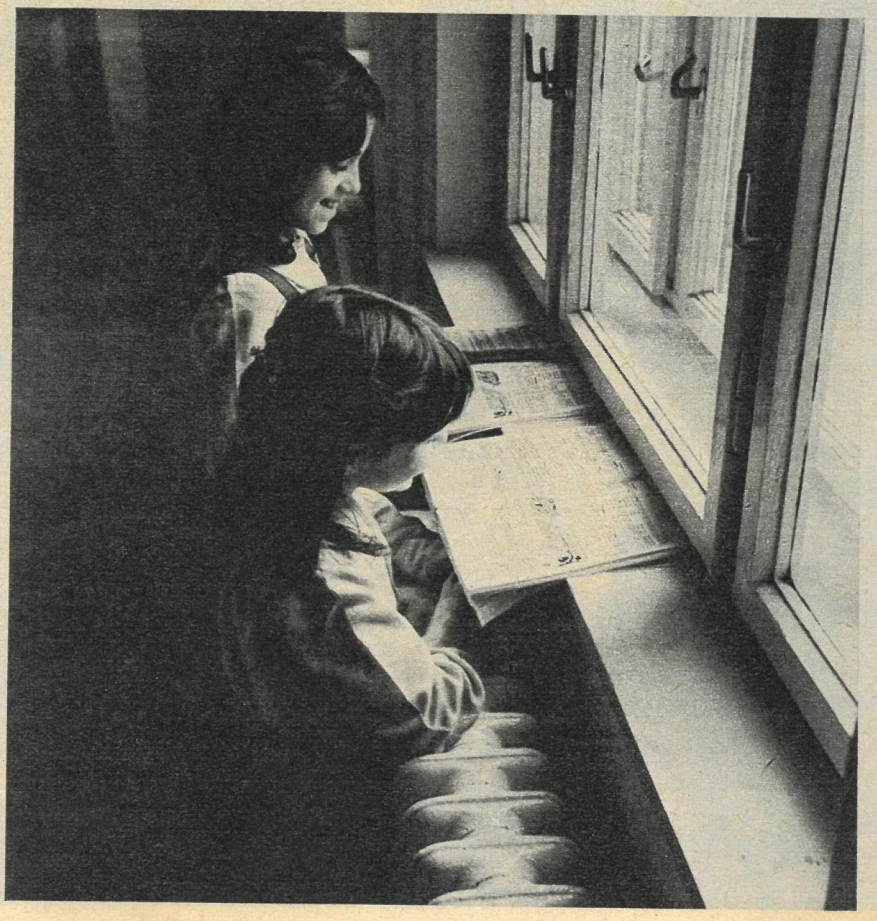
Etüden auf dem Krummhorn, einem alten Instrument ungarischer Folklore

In Kecskemét reifen Trauben und Töne, hier wurde der Komponist Zoltán Kodály geboren, aber anstelle eines Denkmals steht

Eine singende Schule

Kecskemét – auch nichtungarische Zungen können es mühelos sprechen – liegt sechsundachtzig Kilometer südöstlich von Budapest schon in der Großen Ungarischen Tiefebene, wo besonders gute Weintrauben und wohlschmekkende Aprikosen wachsen. Diesen, verflüssigt und zu scharfem „Barack“ gebrannt, verdankt die Hauptstadt des Komitats Bács-Kiskun Berühmtheit sowie dem Umstand, daß hier am 16. Dezember 1882 der Komponist und Volksmusikforscher, der Pädagoge und Sprachwissenschaftler Zoltán Kodály geboren wurde. Keine Kindheitserlebnisse verbanden ihn mit dem Ort, dessen Wappen landestypische, langhaarige, schwarze Ziegen zieren. Der Vater, von Beruf Eisenbahner, wurde versetzt, als der Junge ein paar Monate alt war. Erst als Erwachsener kehrte Kodály zurück, zum Ehrenbürger ernannt. „Daß ich Kecskeméter bin, habe ich immer gefühlt wie die Pflanze, die in sandigem Boden ihre Wurzeln ja auch tiefer unter den Sand wachsen läßt, dorthin, wo sie die wirklich nahrhaften Säfte findet. Und ich machte mir Gedanken darüber, was man tun könne, damit auch auf geistigem Gebiet der Ruf von Kecskemét verbreitet würde...“ 1950 gab der Achtundsechzigjährige also Rat und Tat bei der Einrichtung jener ersten, bis zum Abitur führenden „Grundschule für Gesang und Musik“, die

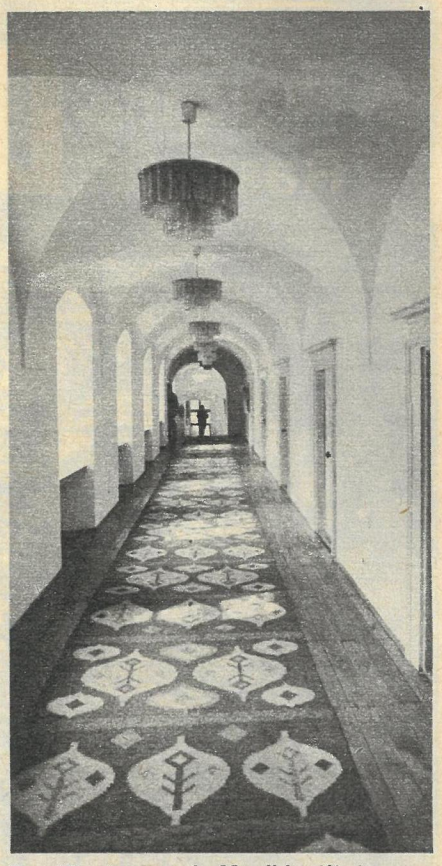
Musikalische Leseübungen von der 1. Klasse an



seine musikpädagogischen Vorstellungen verwirklichen sollte. Kecskemét wurde zum Modell für Schulen mit erweitertem Gesangs- und Musikunterricht in ganz Ungarn. Seine Lehrmethode hat inzwischen viele tausend Kinder zu Musikliebhabern, wenn nicht sogar zu Musikern erzogen. Und wenn er auch trotz vieler wissenschaftlicher Veröffentlichungen kein „richtiges" Lehrbuch über die allgemeine Entwicklung musikalischer Fähigkeiten verfaßte, machte er genügend Äußerungen: Gesang und Musik in der Schule sei so zu unterrichten, daß dies keine Qual, sondern Wonne für den Schüler bedeute und den Durst nach Musik für das ganze Leben wecke. „Wo die Musik als gleichberechtigtes Fach gilt, erlernen die Kinder alle Fächer leichter und erfolgreicher." Dem Chorgesang wie dem Volkslied maß er ebenso große Bedeutung zu wie dem musikalischen Lesen und Schreiben, und „musikverständig wird man durch aktive musikalische Tätigkeit, das Hören von Musik ist noch nicht genug."

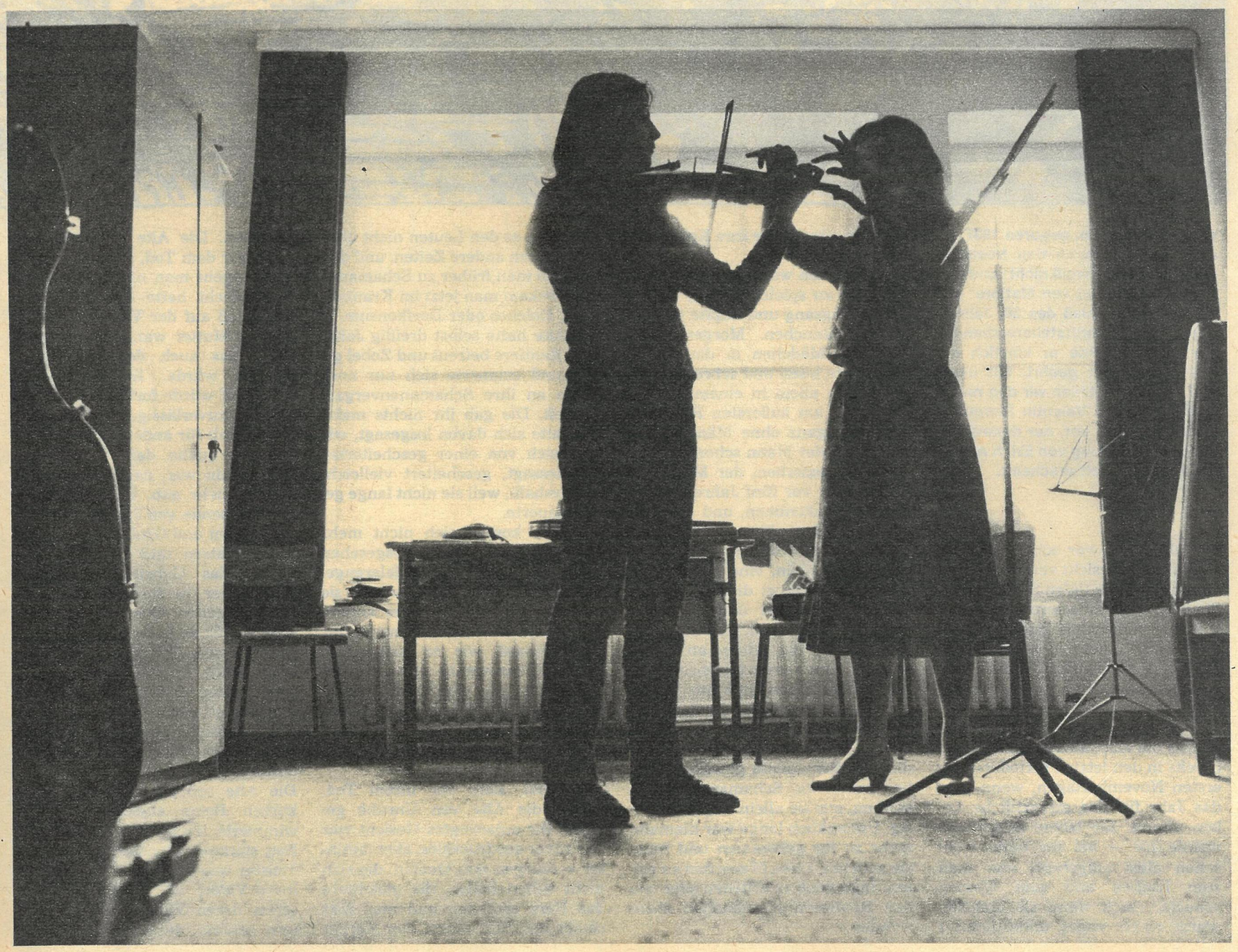
Kodály starb 1967. Er hat noch erlebt, wie im sozialistischen Ungarn seine Ideen der Erziehung verwirklicht wurden. Die „singende Schule" in Kecskemét darf sich nur rühmen, die erste gewesen zu sein. Ihre sechshundertneununddreißig Schüler im Alter von acht bis achtzehn Jahren singen alle in einem der Schulchöre, dreihundertfünfzig von ihnen erlernen ein Instrument, es gibt eine Volkstanzgruppe, ein Streich- und ein Blasorchester. Wenn sie öffentlich musizieren, ist der Konzertsaal zu klein; die Kecskeméter ehren ihren „großen Sohn" durch sachverständiges Interesse. Eine Marmortafel erinnert daran, daß in diesem Haus einst auch Kodálys Freund und Weggefährte Béla Bartók Klavierkonzerte gab, und eine kleinere, aus Metall, weist aus, daß die neue Barock-Orgel vom VEB Jehmlich aus Dresden kommt. Und manch ein Schüler, der heute hier die Register zieht, wird eines Tages wiederkehren, um sich als Student oder Lehrer, als Chorleiter oder Wissenschaftler im benachbarten „Zoltán Kodály-Institut" weiterzubilden. Dieses arbeitet seit 1975 und hat sich im Sinne seines Namensgebers zu einem internationalen Zentrum der Musikpädagogik entwickelt. Hier finden Sommerseminare sowie ein-, zwei- und dreijährige Kurse für Methodik, Chorleitung, Volksmusik, Stimmbildung, Kammermusik, Partiturlesen und Psychologie statt. Eigens zu diesem Zweck ließen die Stadtväter das ehemalige Franziskanerkloster restaurieren. Auch wenn in jedem Zimmer ein Klavier steht, das Haus ist leise dank seiner dicken Mauern und wirkt fast feierlich durch seine weißen Wände und Gewölbe, welche ohne Zierat sind, dank des strengen Armutsgelöbnisses der Mönche, die es erbauten. Im Refektorium, wo sie einst schweigend aßen, wird disputiert und viel gesungen... „Singen verschönt das Leben, und die Singenden verschönern auch das Leben ihrer Mitmenschen."

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Fotos)

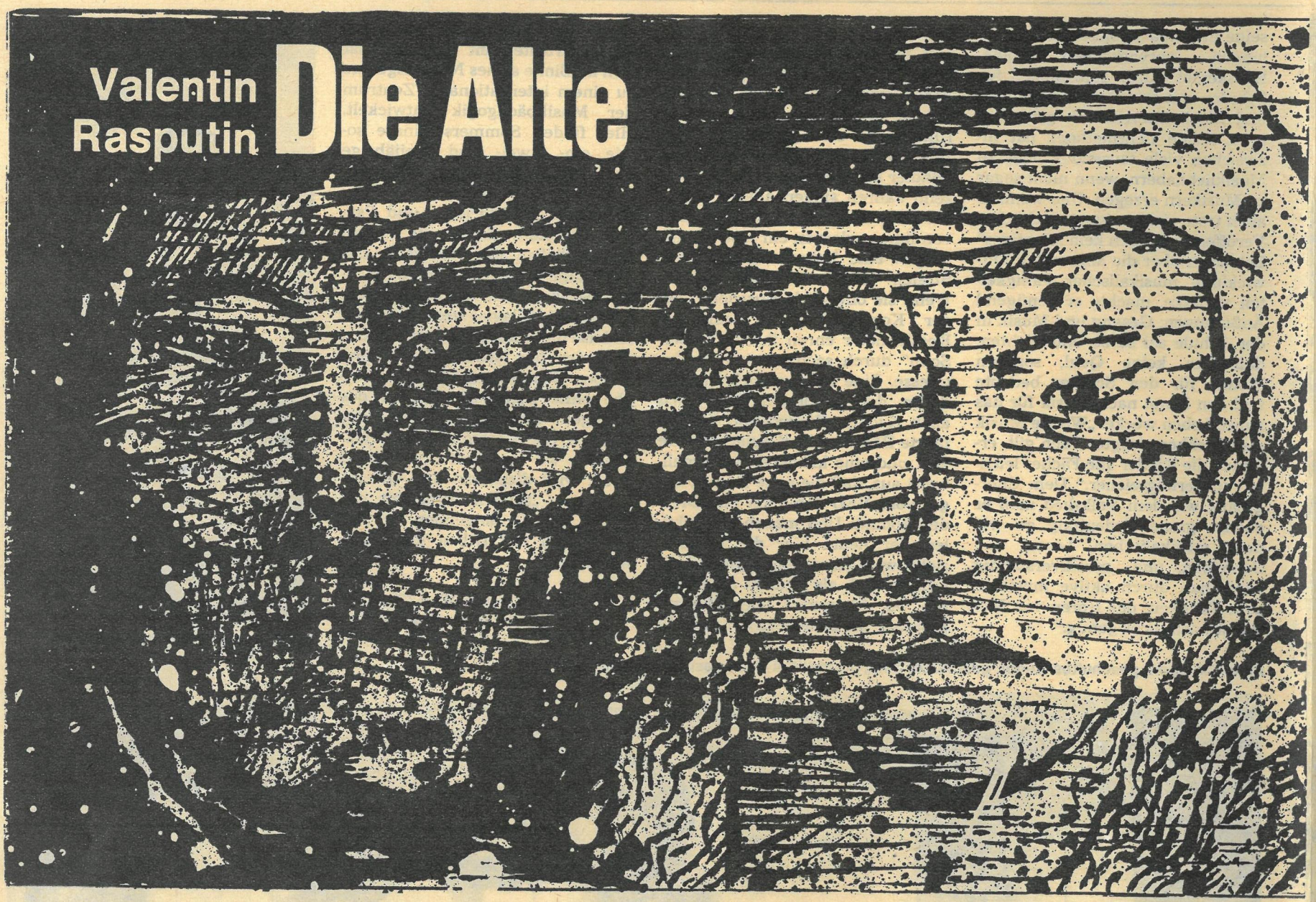


Das Kloster wurde Musikinstitut

Anforderungen: geschultes Gehör, geschulter Sinn, geschultes Herz, geschulte Hand



Valentin Rasputin Die Alte



Valentin Rasputin, geboren 1937, ist auch bei uns durch den Novellenband „Leb und vergiß nicht“ und den Roman „Abschied von Matjora“ gut bekannt. Aus Anlaß des 50. Jahrestages des Schriftstellerverbandes der UdSSR wurde er kürzlich mit dem Leninorden geehrt. Mit unserem Lesestoff stellen wir den neuen Erzählungsband Valentin Rasputins „Leb und liebe“ vor, der demnächst in der Übertragung von Erich Ahrndt bei Volk und Welt erscheint.

Die alte Frau war schon sehr alt, steinalt. Ihr Gesicht vermochte ihre Gefühle – diese tiefen Strömungen, die irgendwo im Inneren entstehen – bereits nicht mehr auszudrücken und verfiel mehr und mehr. Es blieb stets unbewegt, und die Unbewegtheit war um so absurder, als das Gesicht immer noch lebte.

Die Mutter war vierzig Jahre jünger als die Alte, aber auch sie lebte bereits in den letzten Oktober- oder ersten Novembertagen, wenn man das Jahr für das menschliche Leben nimmt. Sie lachte selten und weinte nie – bei ihr hatte wohl schon alles aufgehört, was man zum Lachen und zum Weinen braucht. Auch wenn sie lächelte, wurde es ein vages, unbestimmtes Lächeln, als reichte ihre Kraft dazu nicht aus.

Das Mädchen war noch klein.

Wenn es zu spielen anfing, war es voller Singsang und hüpfte wie ein Stehaufmännchen. Morgens aber ging das Mädchen in die Schule und lernte lesen und schreiben.

Sie lebten allein in einem kleinen Häuschen am äußersten Rand der Siedlung, ganz ohne Männer. Der Alten war der Mann schon vor langer Zeit gestorben, der Mann der Mutter war vor fünf Jahren in der Taiga umgekommen, und ein Bruder war dem kleinen Mädchen nicht geboren worden.

Sie lebten allein, eine die Fortsetzung der anderen: die Mutter war der Alten Tochter und das Mädchen die Tochter der Mutter und die Enkelin der Alten, an ihrem Stammbaum waren gleichsam alle Äste abgestorben, nur am Wipfel sproß zaghaft grünes Laub direkt aus dem Stamm.

Früher einmal, vor langer Zeit, war die Alte Schamanin gewesen. Seither waren die Schamanen ausgestorben, nur sie allein war noch übrig. Undenklich lange war niemand mehr zu ihr gekommen und hatte sie gebeten, einen Menschen zu retten, Jagdglück zu erflehen oder von den Rentieren Krankheiten abzuwenden.

Sie nahm es den Leuten nicht übel: Jetzt waren andere Zeiten, und das, weshalb man früher zu Schamanen ging, bekam man jetzt im Krankenhaus, Kolchos oder Dorfkonsum.

Die Alte hatte selbst dreißig Jahre lang Rentiere betreut und Zobel gejagt und erinnerte sich nur noch selten an ihre Schamanenvergangenheit. Die gab ihr nichts mehr. Sie hatte sich davon losgesagt, wie man sich von einer gescheiterten Ehe lossagt, gescheitert vielleicht nur deshalb, weil sie nicht lange genug dauerte.

Die Alte konnte sich nicht mehr erinnern, wie ihr Mann ausgesehen hatte, er hatte ein Tofalarengesicht* gehabt, das war alles, was sie noch wußte. Auf manches andere konnte sie sich noch besinnen, nur nicht darauf, wie er ausgesehen hatte. Ebensowenig erinnerte sie sich, was sie empfunden hatte, wenn sie bei Sonnenaufgang im Trancezustand um das Feuer tanzte und ihre kraftlosen Arme hochwarf.

Und jetzt, kurz vor ihrem Tod, wurde die Alte von Unruhe geplagt. Ihr unbewegtes Gesicht war wie zuvor ausdruckslos, aber dahinter verbargen sich Qualen, die sich nicht stillen ließen, die gleichsam das Herz ersetzten und nun statt seiner das Blut durch den Körper pumpten. Die Alte fürchtete sich nicht vor dem Tod, sie wußte, dem Tod entgeht man nicht. Ihre Menschenpflicht hatte sie erfüllt: Sie hinterließ auf der Welt eine Tochter, die Mutter war, und ein Mädchen, das auch dereinst Mutter werden würde. Ihr Geschlecht lebte und würde fortbestehen – sie war ein zuverlässiges Glied in der Kette, Halt für andere Glieder.

Die Alte quälte, daß sie die letzte Schamanin war, daß es außer ihr keinen mehr gab. Über Hunderte und Tausende von Jahren – bei ihren Vätern und Großvätern wie bei deren Vätern und Großvätern – hatten das Geheimnis und die Kraft, über die sie gebot, stets als heilig gegolten. Und nun sollte das alles ein Ende haben. Ein Mensch, mit dem sein Geschlecht endet, ist unglücklich. Ein Mensch aber, der sich uralten Besitz seines Volkes angeeignet hat und mit sich ins Grab nimmt, statt ihn weiterzugeben – wie war wohl solch ein Mensch zu nennen?

Die Alte saß auf dem Bett, ihre kurzen Beine ausgestreckt, und wimmerte leise vor sich hin. Das Bett stand am Fenster, und durchs Fenster war die Erde zu sehen, die ihren Vätern und Großvätern und schon deren Vätern und Großvätern gehörte, die alles Unheil und

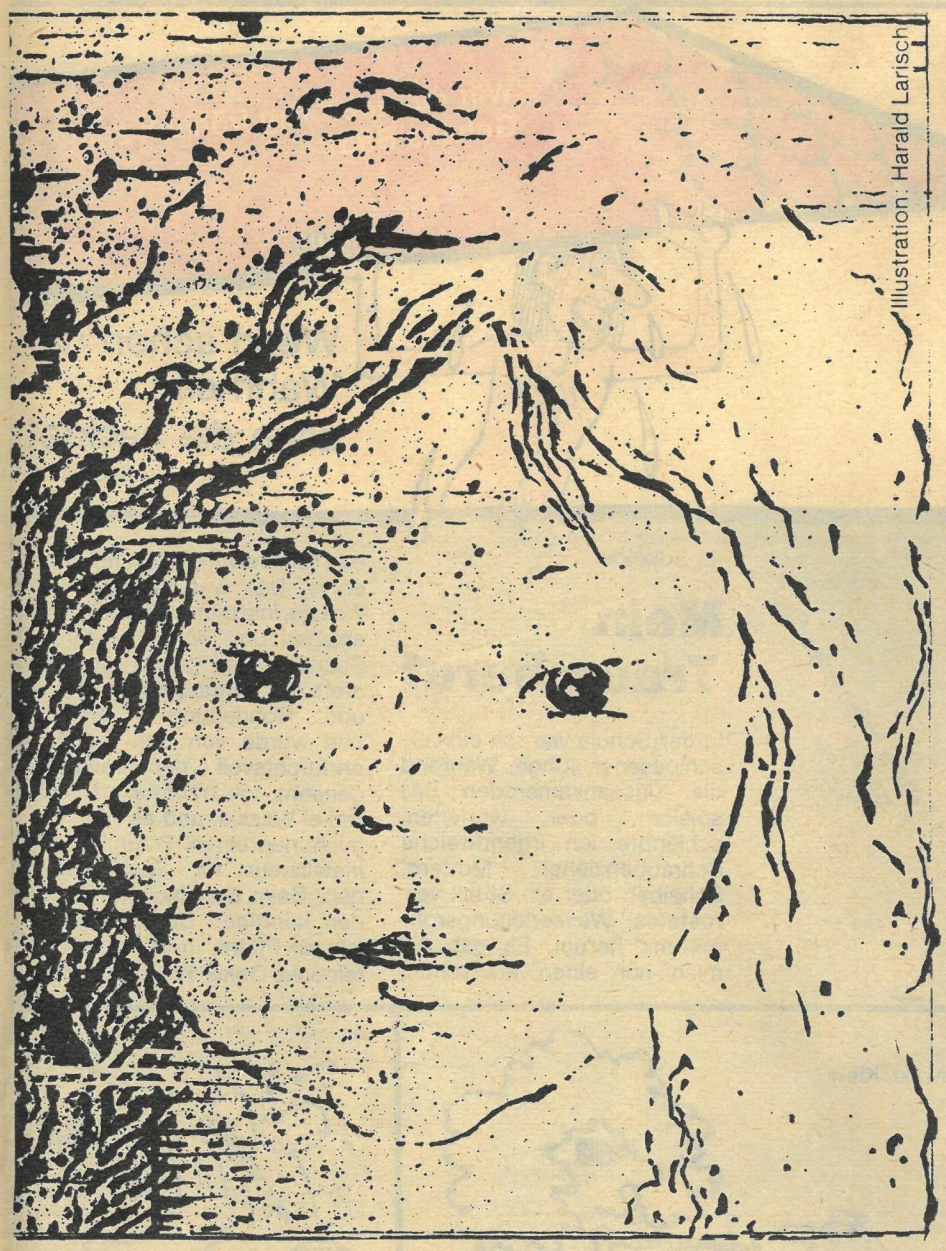


Illustration: Harald Larisch

alle Not überdauert hatte und weiterbestehen würde. Wimmernd schaute die Alte hinaus auf diese Erde, und sie ahnte noch schrecklicheres Unheil, nach dem nichts mehr bleiben würde.
Sie war nur eine alte, steinalte Frau, die sich anschickte zu sterben, und was sie ahnte, schien ihr bereits unausweichlich.
Die Mutter kam, und die Alte verstummte. Ihr unbewegtes Gesicht folgte jetzt den Bewegungen der Mutter. Die klapperte in der Küche mit Geschirr und beachtete die Alte nicht.

Die Alte entschloß sich.
„He!" rief sie die Mutter. „Komm her."
Die Mutter trat zu ihr und blieb am Bett stehen, konnte sich aber nicht dazu überwinden, sich neben die sterbende Alte aufs Bett zu setzen, als fürchtete sie, sich am Tode anzustecken.
„Ich bin eine Schamanin", sagte die Alte mit letzter Würde. Die Mutter wußte davon.
„Es gibt weiter keine", fuhr mit letzter Traurigkeit die Alte fort. „Bloß ich bin noch übrig. Es darf nicht sein, daß unser Volk ohne Schamanen bleibt. Das bringt Unheil."
„Was faselst du?" fragte die Mutter grob. „Schamanenzauber muß nicht sein."
Die Alte erschrak, die Mutter könne fortgehen, und sprach hastig weiter: „Das nicht, das nicht. Ich mach das schon lange nicht mehr. Man muß bloß Schamane bleiben. Ich sterbe, bald bin ich nicht mehr. Nach mir muß ein Schamane dasein."
„Du bist nicht mehr bei Verstand", sagte die Mutter ärgerlich und ging in die Küche.
Die Alte drehte sich zum Fenster und begann erneut zu wimmern. Ununterbrochen drangen kummervolle Laute aus ihrem Inneren, ihr Gesicht blieb davon unbewegt.
Die Mutter kam aus der Küche, sah die Alte nachdenklich an und sagte nichts. Die Alte wimmerte voll Inbrunst, legte Trauer und Angst in ihr Gewimmer. Die letzte Hoffnung wurde ihr genommen, sie nahm Abschied davon. Und sie nahm Abschied von sich, ehe sie sich für immer verlor. Dieses Recht konnte ihr niemand verwehren – von sich selbst Abschied zu nehmen.
Mittlerweile war das Mädchen heimgekehrt.
„Hör auf!" herrschte die Mutter.
Die Alte verstummte nicht gleich, sie nahm das Wimmern allmählich zurück, als ginge sie weit fort mit ihm. Sie ließ es in sich drinnen, so daß nicht ein Laut davon nach außen drang, wandte das Gesicht und erblickte das Mädchen.
Das Mädchen stand an der Tür und schaute die Großmutter bedrückt und verwundert an.
Ihre Blicke begegneten sich, und die Alte brachte das Wimmern in sich ganz zum Schweigen, denn jetzt brauchte sie es nicht mehr. Ihre letzten Kräfte konzentrierten sich auf etwas anderes – den Gedanken, daß das Mädchen länger als die Mutter leben würde.
„He!" sagte sie und nickte der Kleinen auffordernd zu. „Komm her."
Das Mädchen ging zu ihr. Die Mutter kam aus der Küche und stellte sich neben sie.
„Laß sie Schamanin werden", bat die Alte kläglich die Mutter und streckte die Hand nach der Kleinen aus.
„Hör auf", unterbrach die Mutter sie.
„Das bringt Unheil", jammerte die Alte. „Wenn ich nicht mehr bin, wird es Unheil geben. Ein Schamane muß dasein."
„Mama, was sagt sie?" fragte das Mädchen erschrocken und trat von der Mutter zurück.
„Ich bin der letzte Schamane", klagte die Alte wieder. „Es gibt weiter keine. Wenn ich tot bin, wird es Unheil geben. Sie muß Schamanin werden."
„Sie stirbt", sagte die Mutter hastig. „Sie ist schon sehr, sehr alt."
„Und die Schamanen?"
„Ganz früher war sie mal eine Schamanin, daran hat sie sich jetzt erinnert. Hab keine Angst, sie ist schon sehr, sehr alt..."
„Oojeee", wehklagte die Alte.
„Hör auf!" rief die Mutter.
Die Alte verstummte und schloß die Augen.
Sich nach der Alten umschauend, ging das Mädchen an der Hand der Mutter in die Küche. Keiner sagte mehr ein Wort.
Die Alte lag mit geschlossenen Augen und erinnerte sich, wie vor langer, langer Zeit, als sie noch ganz jung war, ein Mann mit einem Tofalarengesicht zu ihr kam und um sie freite – mehr als das Tofalarengesicht war ihr von ihm nicht in Erinnerung geblieben. Sie entsann sich, wie sie am ersten Abend schmatzend eine Pfeife zusammen rauchten und einander dauernd mit den Ellenbogen anstießen. Hätte sie gekonnt, hätte die Alte gelächelt. Die Erinnerung tat ihr wohl, und sie erinnerte sich weiter.
In der Nacht starb die Alte.
Zwei Tage darauf wurde sie beerdigt.
Die ganze Siedlung kam, von der Alten Abschied zu nehmen. Die Leute gingen langsam an ihr vorüber und schauten ihr ins unbewegte Gesicht, dessen Unbewegtheit endlich einen Sinn bekommen hatte. Sie traten zurück und flüsterten – laut sprach seltsamerweise niemand. Erst als auf dem Friedhof ein Hügel mehr gewachsen war, so groß, wie die Alte unter der Erde Platz brauchte, hielt der Kolchosvorsitzende eine Rede.
„Die Alte war ein guter Mensch", sagte er laut, daß alle es hörten. „Noch vor kurzem hat sie nicht weniger Zobel erlegt als die Männer."
Das Mädchen stand neben der Mutter und sah, wie die Leute beifällig nickten.
„Im Krieg hat die Alte die meisten Obligationen gekauft, damit unser Staat Geld hatte", fuhr der Vorsitzende fort.
Zwei alte Frauen, die nicht weit von dem Mädchen standen, begannen laut zu schluchzen. Der Vorsitzende verstummte. „Trag uns nichts nach, Alte", sagte jemand in der Menge. „Trag uns nichts nach", wiederholte die Mutter.
„Ich habe mit der Alten in der Herde gearbeitet", sagte plötzlich laut eine Frau. „Ich würde immer mit ihr arbeiten mögen. Keiner liebte die Arbeit und die Rentiere so wie sie."
Wieder nickten die Leute beifällig.
Das Mädchen stand neben der Mutter und hatte Angst, jemand könnte sagen, daß die Alte früher einmal Schamanin gewesen war. Aber niemand erwähnte es.
Die Leute zerstreuten sich. Sie hatten es vergessen. Kein Mensch erinnerte sich, daß die Alte einmal Schamanin gewesen war.
„Mama..." Das Mädchen hielt die Mutter an und fragte: „Mama, warum haben sie ihr das nicht gesagt, als sie noch lebte? Dann hätte sie nicht erfahren, daß sie Schamanin war. Sie hätte erfahren, daß sie eine andere war."
Die Mutter antwortete nicht.
Am Abend kam das Mädchen allein zum Grab der Alten.
Die Sonne war noch nicht untergegangen, doch die aufgeworfene Erde, die die Alte bedeckte, verband sich schon mit der unberührten Friedhofserde.
In der Siedlung krähten Hähne und bellten Hunde.
Das Mädchen räusperte sich, wandte sich mit dem Gesicht zur Siedlung und sagte, aufgeregt wie bei einer Prüfung, laut und deutlich:
„Die Alte war ganz früher mal eine Schamanin, aber dann hat sie sich gebessert. Im Krieg hat sie die meisten Obligationen gekauft, nach dem Krieg hat sie nicht weniger Zobel erlegt als die Männer, und als die Alte bei den Kälbern war, wollten alle Leute mit ihr arbeiten."
Hier verstummte das Mädchen, weil es nichts mehr zu sagen gab.
Sie nickte sich noch mehrmals beifällig zu, dann erst ging sie in die Siedlung zurück.

1980

*) Tofalaren oder Karagassen – turksprachige ethnische Restgruppe im Gebiet Irkutsk (Anm. d. Übers.)

Niemand vernimmt so viele Versprechungen wie eine

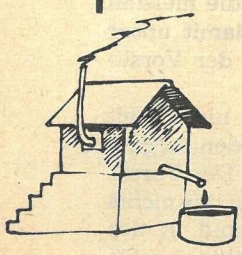
Heißsporn

Sie kennen Meier nicht? Wie schade!
Denn Meier ist ein Mensch, der brennt.
Sein Tatendrang ist nachgerade
avantgardistisch virulent.
Ein Mensch mit Zukunftsambitionen,
mit einem Ziel, wofür er schwitzt.
Ein Mensch, der, ohne sich zu schonen,
tagtäglich – in der Sauna sitzt.

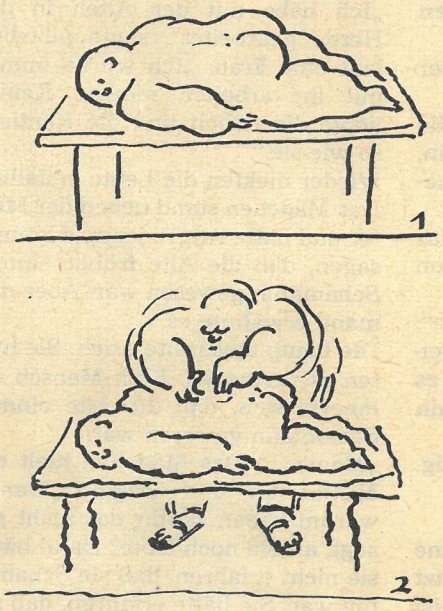
E. Funke

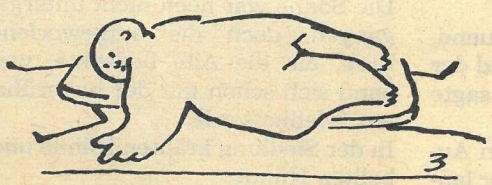
Wenn schon die Wahrheit, dann die nackte!

Russisch



Hübsche Beine machen mich nicht schüchtern.
Louis Fürnberg





Dörck

Redaktion: Karin Kopp, Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

Dampfbad und Zwiebel heilen jedes Übel.
Russisch

L. Sokolow

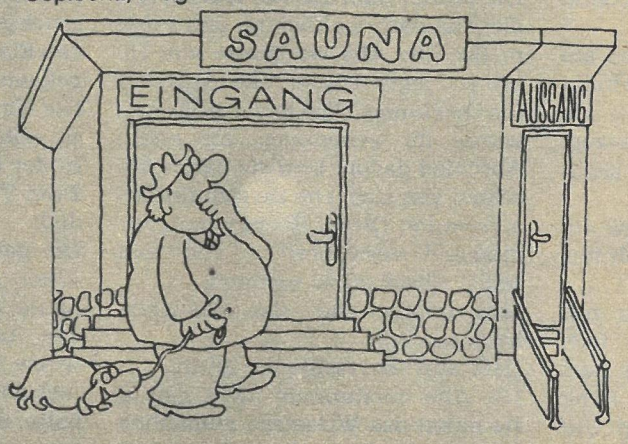
Mein Traumberuf

In der Schule war ich ein verschlossener Junge. Während die Klassenkameraden Ball spielten oder würfelten, schleppte ich irgendwelche Schraubenzieher, Muttern, Scheiben oder ein Stück verrostetes Wasserleitungsrohr mit mir herum. Es gab für mich nur einen Menschen, den ich bewunderte und verehrte. Das war mein Onkel Wassja, Installateur für Sanitäranlagen und Wärter unserer Sauna. Er lief genau wie ich stets mit Schrauben, Muttern und Rohrleitungen umher und wurde von den Leuten ehrfurchtsvoll „der Meister" genannt. Ich träumte oft von Onkel Wassja, und es gab für mich nur einen Traumberuf: Installateur für Sanitäranlagen. Beim Schulaufsatz über den künftigen Beruf schrieb ich ein Poem, in dessen Mittelpunkt Onkel Wassja stand.

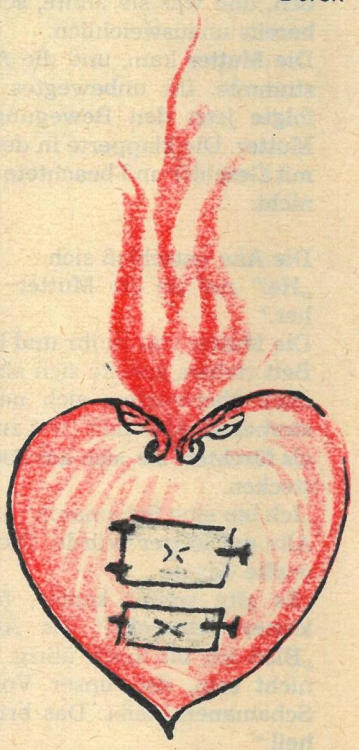
Kasanewski, Kiew

Ruthild, die kreislaufbewußte Saunaschnecke von Lippok

Ceplecha, Prag

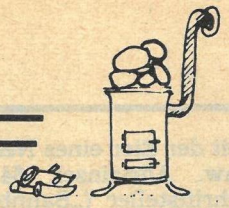


Dörck



Den Badetag soll man halten wie den Sonntag. Ein Dampfbad erfrischt, ein Meinungsaustausch

Waage.



Ich steig ins Bad, um mir davonzuschwimmen. Fürnberg

Wilt du ein Wochen fröhlich sein?
Laß zur Adern!
Wilt du ein Monat fröhlich sein?
Schlacht ein Schwein!

Wilt du ein Jahr fröhlich sein?
Nimm ein jung Weib!

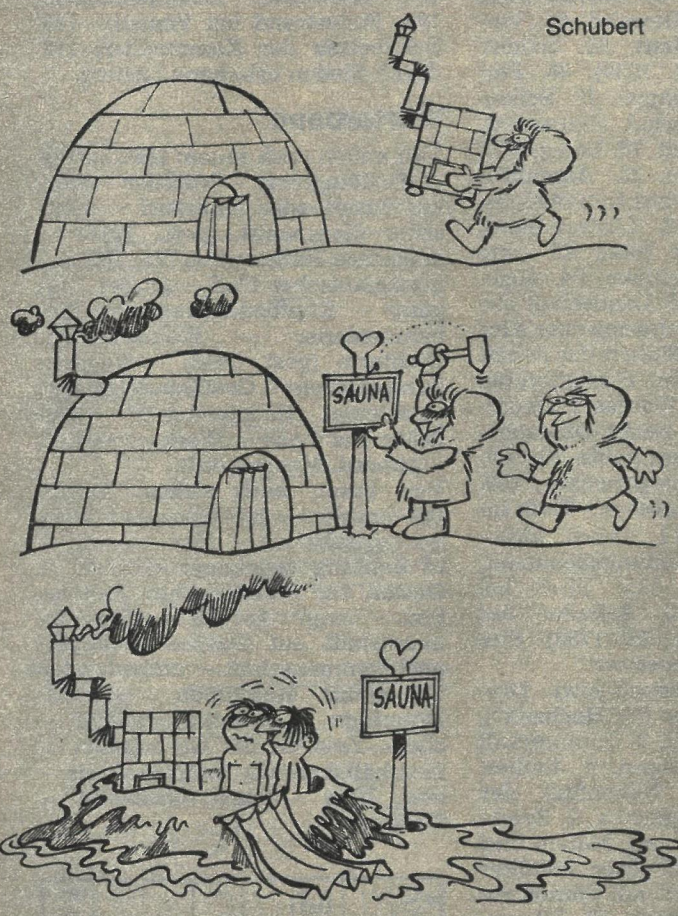
Alte Hausinschrift

Macht der Kreislauf Kapriolen,
Leg dich auf die heißen Bohlen.
Schwitz dich aus, tauch in das Becken –
schon gehörst du zu den Recken.

Wenn man die Schönheit des Mannes würdigen lernen will, muß man ihn auf der Schwitzbank der Sauna sehen.
Finnisch

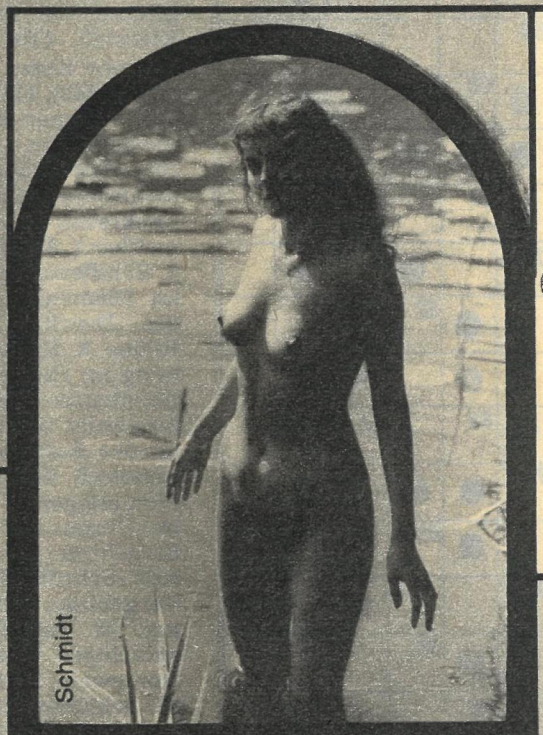
Comik

Schubert

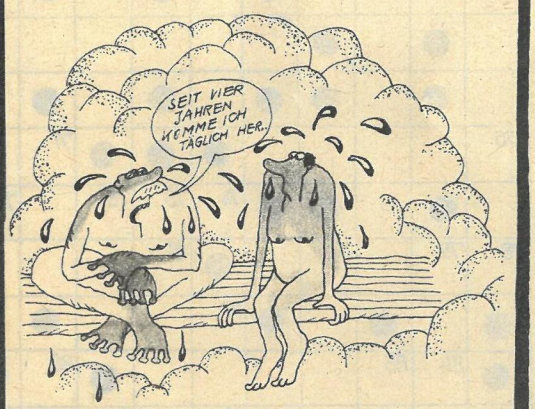


Die Lehrerin lobte mich damals und prophezeite mir eine mögliche Zukunft als Dichter. Doch nach Beendigung der Schule bewarb ich mich als Installateur. Man wies mich mit dem Hinweis ab, man brauchte Leute mit Hochschulabschluß. Schweren Herzens studierte ich, beendete das Institut mit Auszeichnung und bewarb mich wieder. Die Antwort: Solche „Spezialisten" kennen wir! Die können keine Schraube anziehen, ohne den Schraubenschlüssel zu verbiegen! Ich studierte weiter und war schließlich Doktor der Physik, heiratete und gründete eine Familie. Ich hätte nun zufrieden leben können, doch noch immer piesackte mich mein Traumberuf. Eines Tages klingelte es an der Wohnungstür. Wir hatten den Klempner bestellt, weil der Wannenabfluß verstopft war. Der Installateur ließ sich das Bad zeigen, zog einige Schraubenschlüssel aus der Tasche und wollte mit der Reparatur beginnen. Sehnsüchtig schaute ich auf das Werkzeug und riskierte die schüchterne Frage, ob ich es denn nicht auch einmal versuchen dürfe. Dem Klempner fiel vor Schreck ein Schraubenschlüssel aus der Hand. Er murmelte etwas wie „komischer Kauz", gab mir einen seiner Schlüssel und schaute belustigt zu, wie ich arbeitete. Das Leben erschien mir auf einmal so schön…

Aus dem Russischen von Wolfgang Grella



Schmidt

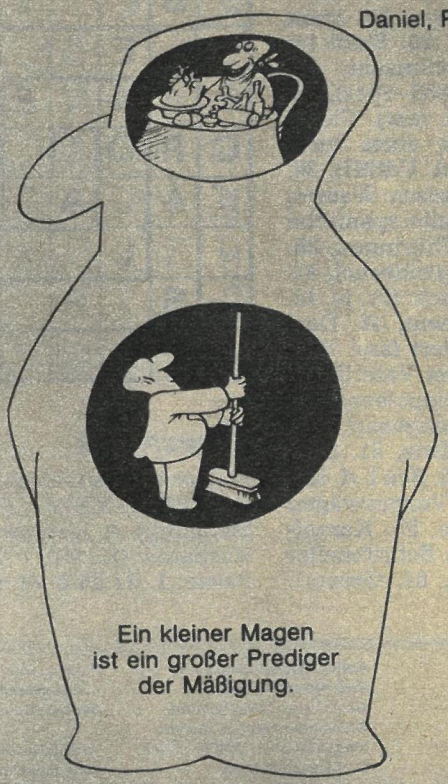


Schneider

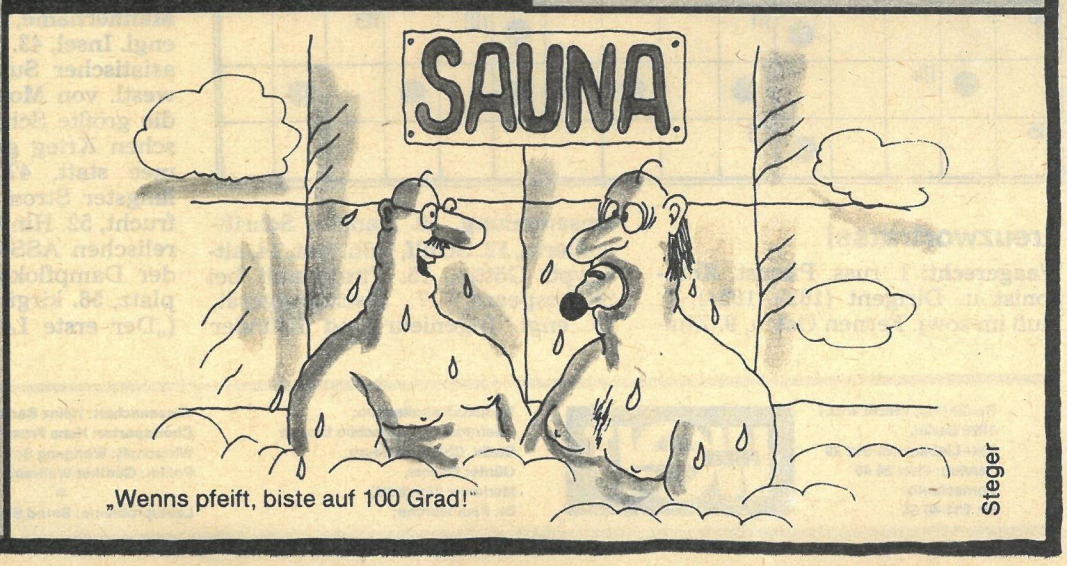
Kalt-Mamsell!

Jede Stunde ist gut, den Körper zu vergnügen.
J. Amado

Daniel, Prag



Ein kleiner Magen ist ein großer Prediger der Mäßigung.

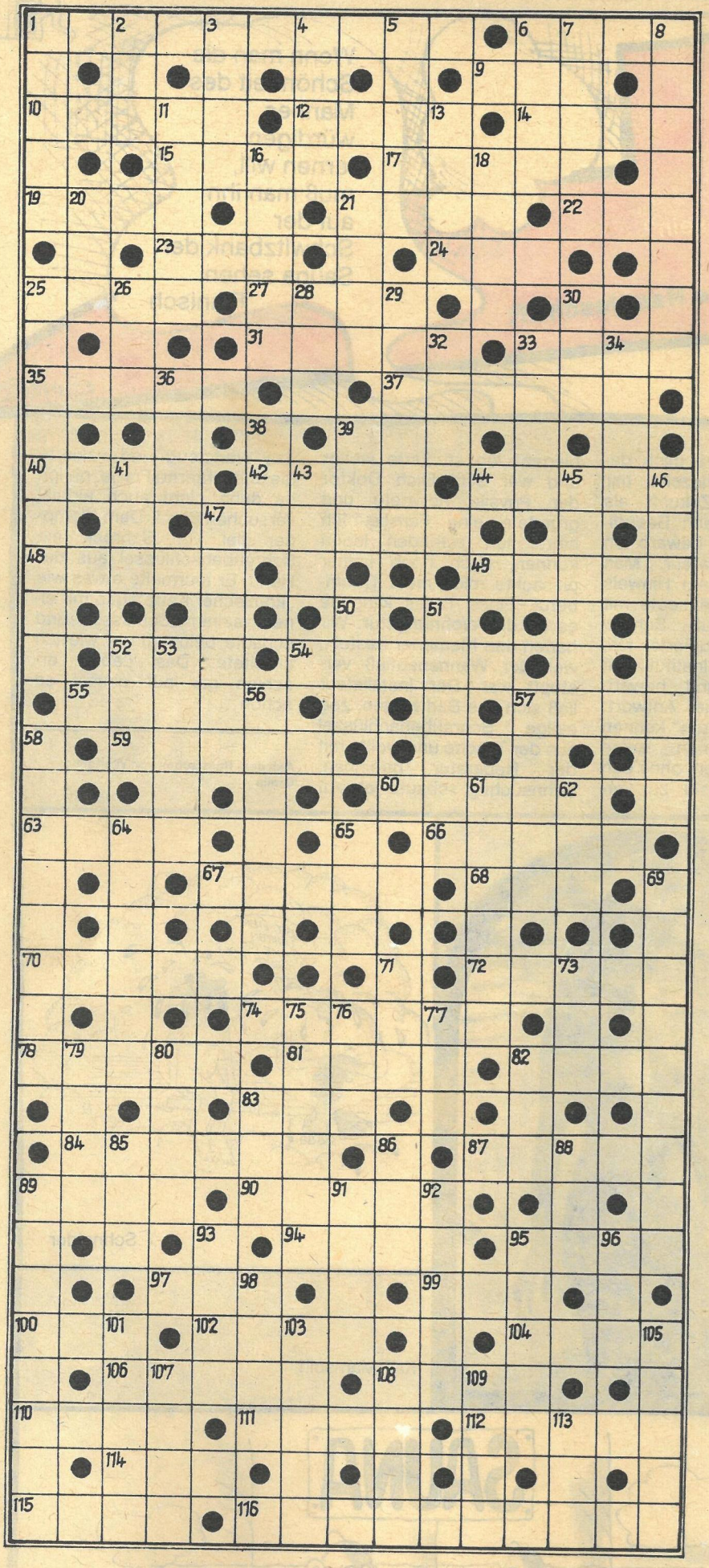


„Wenns pfeift, biste auf 100 Grad!"

Steger

verjüngt. Es hilft kein Bad am Raben. Die Badestube ist unsere zweite Mutter. Russisch

★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ. Pianist, Komponist u. Dirigent (1829–1894), 6. Fluß im sowj. Fernen Osten, 9. Zitatensammlung, 10. französ. Schriftstellerin, 12. Schilf, Röhricht, 14. altägypt. Göttin, 15. Titelgestalt bei Shakespeare, 17. Fischfanggerät, 19. engl. Ingenieur und Erfinder der ersten betriebsfähigen Dampfmaschine, 21. Handgriff an Werkzeugen, 22. Staatsmann der DDR (gest. 1961), 23. Abschnitt der Bühnenwerke, 24. Wappenvogel, 25. Fruchtinneres, 27. Kletterpflanze, 31. Bewohner der Insel Korsika, 33. europäische Hauptstadt, 35. Führer des Kosaken- und Bauernaufstandes von 1670/71 in Rußland, 37. Süßkartoffel, 39. dichterisch: Löwe, 40. Jungtier, 42. eine literarische Hauptgattung, 44. Einheit der Leuchtdichte, 47. Himmelsrichtung, 48. altnord. weibl. Sagengestalt, 49. Stamm von Nachwuchskräften, 52. eine Farbe, 54. nordfranzös. Nebenfluß der Oise, 55. französ. Maler (gest. 1883), 57. Mädchenname (Kosef.), 59. Fluß im Kaukasusvorland, 60. Vorratsraum, 63. altrömisches Gewand, 66. Verwaltungskörperschaft, 67. bedeut. russ. Maler (gest. 1930), 68. Ferment im Kälbermagen, 70. Scheunenboden, 72. oberital. Hafenstadt, 74. Hundekrankheit, 78. Badegefäß, 81. Mädchenname, 82. Alpenhirt, 83. altes süddeutsches Hohlmaß, 84. westfranzös. Stadt (Autorennen), 87. Großspiel im Skat, 89. rote Rübe, 90. Schriftstücke, 94. abgelaichter Hering, 95. Landschaft zw. Schwarzwald u. Schwäbischer Alb/BRD, 97. gesetzl. Einheit der Arbeit u. Energie, 99. japan. Heiligtum bei Osaka, 100. Abk. für das Transformatorenwerk in Berlin-Oberschöneweide, 102. Tierprodukte, 104. Ölpflanze, 106. Farbabstreicher, 108. Klebstoff, 110. jugoslaw. Fluß im Krainer Karst, 111. italien. Maler (gest. 1642), 112. Zeitungsabonnent, 114. Körperteil, 115. Fluß bei Aschersleben, 116. Erfinder des russ. Porzellans (1720–1758), Studienfreund Lomonossows.

Senkrecht: 1. russisch-sowj. Dramatiker („Am Tage der Hochzeit"), 2. Schiffsvorderteil, 3. Tonintervall im Neunstufenabstand, 4. Einheit des Drucks, 5. Nebenfluß der Rhône, 6. Kuchengewürz, 7. Zeichnung im Holz, 8. russ. Mönch und Abenteurer, reaktionärer Politiker (ermordet 1916), 11. auf Säulen ruhender Etagenvorbau, 13. Filmgesellschaft der DDR, 16. internat. Pionierlager a. d. Krim, 18. Staat im Westen der USA, 20. Stadt im Erzgebirge, 21. Streitmacht, 25. russ. Schriftsteller (1853–1921), 26. Vorgebirge, Berg, 28. sowj. Physiker, 29. Angehöriger eines turksprachigen Volkes i. d. UdSSR, 30. Honigwein, 32. französisch: Wasser, 33. Schlüsselteil, 34. alte spanische Münze, 36. Fluß in Thüringen, 38. Männername, 39. Augendeckel, 41. engl. Insel, 43. lateinisch: für, je, 45. asiatischer Subkontinent, 46. Dorf westl. von Moskau, dort fand 1812 die größte Schlacht im Vaterländischen Krieg gegen Napoleons Armee statt, 47. Schlangenart, 50. längster Strom der Erde, 51. Südfrucht, 52. Hinweis, 53. See i. d. Karelischen ASSR, 56. Vorratswagen der Dampflokomotive, 57. Kampfplatz, 58. kirgis.-sowj. Schriftsteller („Der erste Lehrer"), 61. Gesamtheit der Eier eines Nestes, 62. jugoslaw. Adriainsel, 64. russ.-sowj. Schriftsteller („Bahnbrecher"), 65. Schwur, 69. Großstadt am Kuban (im S des europ. Teils der RSFSR), 71. Ausguck, 73. strikte Verneinung, 75. sowj. Bildhauer, 76. arab. Männername, 77. jugoslaw. Adriainsel, 79. Schuhmacherwerkzeug, 80. Bezeichnung, 82. engl. Anrede, 83. poln. Küstenfluß, 85. griech. Buchstabe, 86. gallertart. Masse, 88. Papageienart, 89. Krankheitserreger, 91. Trockengebiet im Westen Vorderindiens, 92. Flüssigkeitsrest, 93 Ritter der Artusrunde, 95. Böschungsabsatz, 96. Angsttraum, 98. Habsucht, 101. starker Sturm, 103. trop. Harzart, 105. russ. Maler, Schüler Repins (gest. 1911), 107. schweizer. Rheinnebenfluß, 108. Badestrand bei Venedig, 109. Schabeisen der Kammacher, 113. durch Sieden erhaltene Lösung.

Wörterband

Von außen nach innen: Geldbetrag – Wurffangleine – Waldtier – starkes Faser- oder Drahtseil – deutscher Komponist (gest. 1916) – deutscher Philosoph (1770–1831) – nordspanischer Fluß – großer Eingang – Kopfbedeckung der Mohammedaner – litauisch-sowj. Dichterin (gest. 1945) – Verpackungsgewicht – Großhandelsmarkt – oriental. Mädchenname – Geliebte des Zeus – Wartanebenfluß – altnord. Meeresgöttin.

Von innen nach außen: Toren, Spaßmacher – herrschende Klasse im Feudalismus – Monatsname – in Zahlung gegebener Wechsel – Gestalt der Französischen Revolution – engl. Anrede – Provinzhauptstadt auf Sizilien – Vogelnachkommenschaft – umlaufender Teil elektr. Maschinen – schriftl. Unterlage – ethischer Begriff – chem. Zeichen für Germanium – Geschäftsbereich, Aufgabenkreis – svw. Held – islam. Grußwort – Obstbrei.

RITTESSE

S	U	M	M	E	L	A	S
E	B	R	O	T	O	R	S
L	A	E	S	S	E	T	O
E	A	A	N	E	A	U	R
G	R	D	M	R	I	R	E
E	A	E	A	R	R	B	H
N	T	L	A	A	I	A	T
R	S	I	R			N	R
E	G	E	R	E	S	S	O

Schach-WM

Wechselvolles Gefecht

DAMENGAMBIT (Tarrasch-Verteidigung), A. Karpow (UdSSR)–G. Kasparow (UdSSR), Moskau '84, 7. Partie: **1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sf3 c5 4.**

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure:
Günter Bonow,
Marianne Wambutt,
Dr. Paul Wurche;

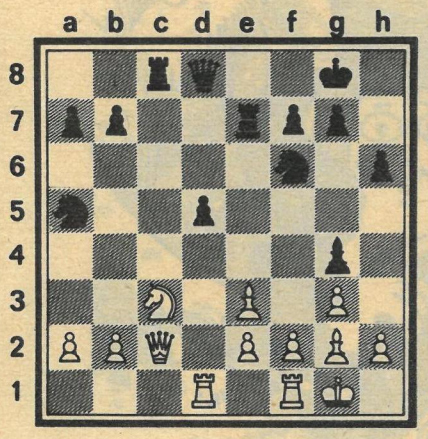
Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

cd ed 5. g3 Sf6 6. Lg2 Le7 7. 0-0 0-0 8. Sc3 Sc6 9. Lg5 cd 10. S:d4 h6 11. Le3 Te8 12. Db3 Sa5 13. Dc2 Lg4 14. Sf5 Tc8 15. S:e7+ T:e7 16. Tad1 De8 17. h3 Lh5 18. L:d5 Lg6 19. Dc1 S:d5 20. T:d5 Sc4 21. Ld4 Tec7 22. b3 Sb6 23. Te5 Dd7 24. De3 f6 25. Tc5 T:c5 26. L:c5 D:h3 27. Td1 h5 28. Td4 Sd7 29. Ld6 Lf7 30. Sd5 L:d5 31. T:d5 a6 32. Lf4 Sf8 33. Dd3 Dg4 34. f3 Dg6 35. Kf2 Tc2 36. De3 Tc8 37. De7 b5 38. Td8 T:d8 39. D:d8 Df7 40. Ld6 g5 41. Da8 Kg7 Schwarz gab auf.

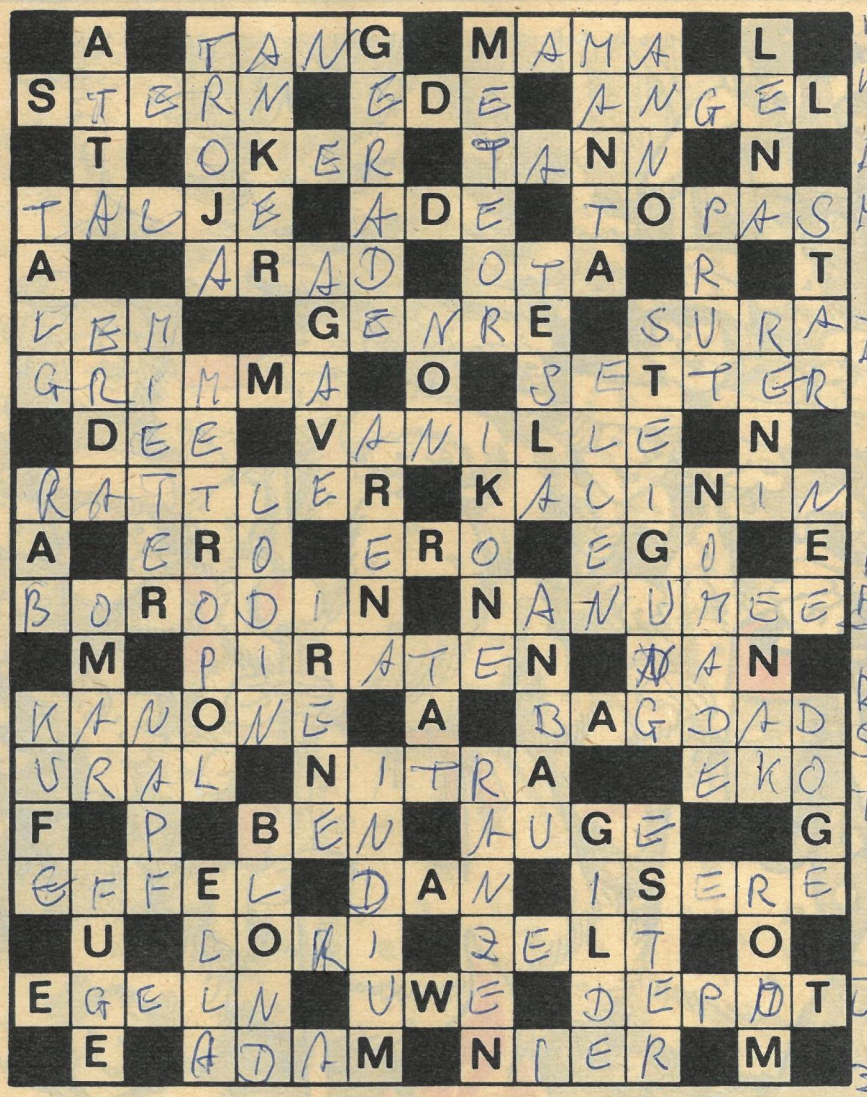
Das Diagramm zeigt die Stellung nach dem 16. Zug Karpows – **Ta1-d1!** Nachdem Kasparow für den voraufgegangenen Turmzug **15. ... Te8:e7?** 31 Minuten benötigt hatte, verbrauchte der Weltmeister für seine Antwort ebensoviel Bedenkzeit.



Füllrätsel

1. die Kunst und Kultur Griechenlands und Roms im Altertum, 2. Gewichtsklasse der Schwerathletik, 3. flaches Bratgefäß, 4. Gewährsmann, Bürge, 5. iranischer Ausfuhrhafen für Erdöl.

1	A	N			
2		A	N		
3			A	N	
4				A	N
5					A



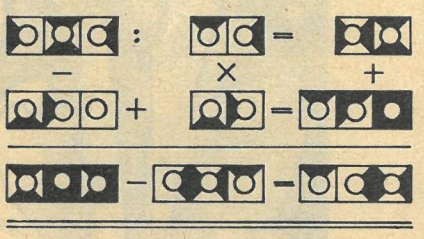
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

1. Fischfanggerät, 2. bauliche Veränderung, 3. Abschiedsgruß, 4. lateinisch: im Jahre, 5. Kampfplatz, 6. westrumän. Industriestadt a. d. Mures, 7. Blattschneideameise, 8. Sinnesorgan, 9. Schiffszubehör, 10. französ. Komponist des Balletts „Giselle", 11. Pflanze, aus der Sisalhanf gewonnen wird, 12. irakische Hauptstadt, 13. arabisch: Sohn, 14. Haarfarbe, 15. russ. Komponist der Oper „Fürst Igor", 16. Judo-Meistergrad, 17. schott. Fluß zur Nordsee, 18. Staatsoberhaupt im alten Venedig, 19. Lager; Aufbewahrungsort für Wertsachen, 20. Gestalt aus Brechts „Dreigroschenoper", 21. Stadt a. d. Bode/Bez. Magdeburg, 22. lateinisch: das Ich, 23. Mädchenname, 24. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 25. Arno-Nebenfluß, 26. Operngestalt aus Wagners „Rheingold", 27. Abk. für Eisenhüttenkombinat Ost, 28. organ. Verbindungen, 29. französ. Karikaturist, 30. Mädchenname, 31. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 32. Raum zw. zwei Bauteilen, 33. Art, Gattung (französ.), 34. kürzeste Verbindung zw. zwei Punkten, 35. Kreisstadt im Bezirk Leipzig, 36. frühere Handwerker- oder Kaufmannsvereinigung, 37. Tafelgemälde, 38. chem. Element, 39. Rhône-Nebenfluß, 40. Mädchenname, 41. Geschütz, 42. Schlittenteil, 43. bedeut. sowj. Staatsmann (gest. 1846), 44. geolog. Stufe der alpinen Trias/Erdmittelalter, 45. kleiner Halbaffe, 46. ostsibir. Strom, 47. poln. Schriftsteller, 48. Anrede für die Mutter, 49. Operettentheater in der DDR-Hauptstadt Berlin, 50. Teufelsrochen, 51. Wohnungsinhaber, 52. Sternschnuppe, 53. Gefäß, 54. Koralleninsel nordöstl. von Australien, 55. französisch: nein, 56. Stadt und Fluß gleichen Namens im östl. Thailand, 57. Wanderhirte, 58. Nebenfluß des Váh/ČSSR, 59. norweg. Fluß (mündet bei Trondheim i. d. gleichnamigen Fjord), 60. Komponist der DDR, 61. tschech. Männername, 62. arab. Männername, 63. Aller-Nebenfluß, 64. svw. Seeräuber (Mz.), 65. Donauzufluß aus der Ukraine, 66. jugoslaw. Adriainsel, 67. ital. Maler des 16. Jh., 68. eine Pinscherart (Hunderasse), 69. sowj. Filmregisseur, 70. Schultasche, 71. Wolganebenfluß südöstl. von Gorki, 72. steil ansteigender Weg, 73. Himmelskörper, 74. Singvogel, 75. Hunderasse, 76. Rinderfett, 77. Meeresalgen, 78. sagenumwobener Stadtstaat, der von den Griechen zehn Jahre bekämpft wurde, 79. dichterisch: Nadelwäldchen, 80. Handlung, 81. seemännisch svw. Flaschenzug, 82. jugoslaw. Physiker (gest. 1943), 83. ein Halbedelstein, 84. sowj. Mittelgebirge, 85. Männername, 86. trop. Orchidee, aus der ein Gewürz gewonnen wird, 87. Camping-Zubehör.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Auflösungen aus Heft 24/1984

Kreuzgitter, Waagerecht: Amt (2), Paris (60), Saki (71), Arda (7), Typhus (78), Edna (27), Rente (68), Irre (39), Tribut (76), Ist (41), EKO (29), Feigen (36), Akte (3), Krai (45), Zellen (86), Go (35), Atze (5), Alz (9), Pirat (62), Imam (38), Uri (83), Egalite (25), Orb (59), Zange (85), Natur (54), eng (32), Darling (23), Tri (77), Ufer (81), Neere (55), ABI (11), Gala (33), Ob (58), Banane (19), Buda (21), Ales (13), Nonius (57), Lar (50), Set (73), Halali (37), Lage (48), Ionen (43), Unku (80), Eselin (28), Elfe (30), Eton (26), Akron (15), TNT (75).

Senkrecht: Maniok (52), Trab (79), Partei (61), Renegat (67), Steinzeit (72), Spital (74), Ahr (12), Kuratel (46), Ise (42), Beteigeuze (20), DRK (24), Ufa (82), Klamotte (44), Enz (31), Roi (69), Atair (10), Pinguine (63), Reede (64), AG (6), Menge (53), Ran (66), Irina (40), Rur (70), Brimborium (18), Argentina (8), Ne (56), Rad (65), Aba (4), Ballast (17), Lingner (47), Asseln (1), Buhnen (22), USA (84), Alanen (16), Alk (14), Luft (51), Lee (49), geo (34).

Vom Kern zum Wort: 1. Elektron, 2. Impander, 3. Nebraska, 4. Saalfeld, 5. Tagelied, 6. Eminescu, 7. Ibarruri, 8. Nachimow. – 3 Einstein.

Wörterband. Von außen nach innen: Dromedar, Ralle, Gesteine, Derma, Dame, Logik, Ammer, Ahle, Gerade, Lage, Motor, Brennessel, Aare, Bart.
Von innen nach außen: Traber, Aal, Essen, Ner, Brot, Omega, Leda, Regel, Harem, Maki, Golem, Adam, Rede, Niet, Segel, Lar, Rade, Mord.

Raten und Rechnen:

783	:	27	=	29
–		×		+
279	+	7	=	286
504	–	189	=	315

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 11) aus Heft 22/1984

Waagerecht: 1. Visa, 5. Hag, 7. Sas, 9. neo, 11. See, 12. Wolga, 13. Ode, 14. Kap, 15. Kama, 16. Lob, 18. Selenit, 19. Ajo, 24. Nairobi, 26. Anger, 27. Skale, 28. Ge, 29. Motiv, 30. Ana, 31. EA, 32. Mirny, 35. Rille, 37. Estin, 39. Reni, 41. Plan, 43. Akt, 45. Ise, 47. Elsa, 49. Sen, 50. SSR, 52. Karosse, 54. Bellingshausen, 58. Fadejew, 59. Ala, 60. Tar, 61. Arno, 63. Aja, 65. Ner, 66. Löwe, 67. Amme, 69. Adamo, 72. Inger, 74. Werst, 77. Ai, 78. BAM, 79. Sisal, 80. Al, 82, Floss, 83. Braut, 84. Reklame, 88. ADN, 89. Alabama, 90. Ire, 91. Amundsen, 94. Dur, 95. Gag, 96. Karel, 97. Iasi, 98. Ida, 99. Ara, 100. Ade, 101. Aas, 102. Elemente.
Senkrecht: 2. Iwan, 3. Somali, 4. Alai, 5. Halo, 6. Gobi, 7. Sessel, 8. Salome, 9. Nunatakker, 10. Oktave, 11. Spagat, 17. Obi, 20. Jenissej, 21. Oran, 22. Oka, 23. Alge, 25. Ren, 27. Seni, 28. Gin, 32. Milben, 33. Real, 34. Ypsilon, 35. Rang, 36. Lasarew, 38. Stoa, 39. Re, 40. Ne, 42. Lena, 44. Tannat, 46. Standard, 48. Sewerskaja, 50. Shaw, 51. Ru, 53. Helm, 55. Ia, 56. Stör, 57. Saar, 62. Om, 63. AE, 64. Amis, 66. Lel, 68. Melodie, 69. ABBA, 70. Amanda, 71. Ostara, 72. Illana, 73. Garage, 75. Erl, 76. Semmel, 77. Asbest, 81. Ger, 84. Riga, 85. Keks, 86. Aare, 87. Eule, 92. San, 93. Nie. **Lösungswort:** Nowolasarewskaja.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– Mark	Erika Dübel 2785 Schwerin
2. Preis:	75– Mark	Gertrud Huth 2520 Rostock
3. Preis:	50,– Mark	Waltraud Große 5800 Gotha
4. Preis:	25,– Mark	Heino Ewald 2510 Rostock

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Guten Tag, liebe Kinder!
Nun trägt das alte Jahr schon einen langen Bart, bald wird es sich von uns verabschieden. Das wißt Ihr natürlich. Aber wißt Ihr auch, was in der letzten Nacht des Jahres für seltsame Dinge passieren können? Ich habe in solch einer Nacht einmal etwas erlebt, das war so schön, daß der sowjetische Dichter Samuil Marschak es aufgeschrieben hat. Er nannte die Geschichte:

Die zwölf Monate

Valentin Rosanzew aus Moskau hat dieses Märchen für Euch gezeichnet. Wenn Ihr mich gern wiedersehen möchtet und schon lange einmal eine Reise in den Märchenwinterwald machen wolltet, dann warte ich in genau zwei Wochen hier an dieser Stelle auf Euch. Seid gegrüßt! - Die Stieftochter

Karakalpakisches Märchen

Die Karakalpaken

– „Schwarzmützen" – sind eine Völkerschaft mit 303 000 Angehörigen[1], die in der Karakalpakischen ASSR im Flußdelta des Amudarja lebt, von zwei Wüsten umgeben: der Karakum („Schwarzer Sand") und der Kysylkum („Roter Sand").

Siehe Rücktitel

Die Karakalpakische ASSR, deren Hauptstadt Nukus ist, ist eine von 20 Autonomen Sozialistischen Sowjetrepubliken – die einzige in Sowjetisch-Mittelasien, zur Usbekischen SSR gehörig. Eine ASSR hat das Recht, eigene Gesetze herauszugeben, die – in prinzipieller Übereinstimmung mit den Gesetzen der Unionsrepublik – die nationalen Besonderheiten berücksichtigen. Jede autonome Republik wählt 11 (jedes autonome Gebiet 5, jeder autonome Bezirk einen) Vertreter in den Nationalitätensowjet des Obersten Sowjets der UdSSR.

Vor der Oktoberrevolution bezeichneten zaristische Beamte die Karakalpaken als „Unkraut, wert nur zum Ausrupfen". Dem russisch-sowjetischen Ethnographen und Archäologen Prof. Sergej Tolstow gelang in jahrelanger Forschungsarbeit der Nachweis, daß karakalpakisches Territorium einst blühendes Land war, weil dessen Bewohner sich auf die künstliche Bewässerung verstanden. Weder Wüste noch Klima hatten Karakalpakien „verunkrauten" lassen, sondern Menschenhand: die Horden Tschinggis-Chans (12./13. Jahrhundert) hatten die Bewässerungsanlagen zerstört und damit alles Leben gemordet. Die Karakalpaken verdanken der Sowjetmacht die neuerliche Bewässerung ihres Wüstenbodens.

Ein Sprichwort in Karakalpakien lautet: „Eine Nachtigall singt nur dort, wo eine Rose blüht." Heute blühen in Karakalpakien Rosen und singen Nachtigallen.

Gisela Reller

1) Diese Zahlenangabe bezieht sich auf die letzte Volkszählung von 1979.

Der goldene Karpfen

Vor langer Zeit lebten ein alter Mann und eine alte Frau. Sie hatten einen einzigen Sohn. Ihre Jurte stand am Rande einer Schlucht. Der Alte fing Fische in Reusen. Tagtäglich holte er drei Fische aus dem Wasser. Davon lebten sie.

Eines Tages sprach der Alte zu seinem Sohn: „Es ist nun an der Zeit, daß du es lernst, Fische zu fangen. Ich bin schon alt, und die Arbeit fällt mir schwer."

Er führte den Sohn zu der Stelle, wo er seine Reusen auszulegen pflegte, und untersuchte sie. Statt der üblichen drei Fische zogen sie einen großen Karpfen aus dem Wasser. Seine eine Seite war golden, die andere silbern.

„Welches Glück!" rief der Alte. „Das ist kein gewöhnlicher Karpfen, er wird uns reich machen. Halte ihn gut fest, mein Sohn, und töte ihn nicht, wir werden ihn lebend unserem Padischah[2]) zum Geschenk machen!"

Der Sohn blieb zurück, um den Karpfen zu bewachen, der Alte aber zog seinen Festtagschalat[3]) an und eilte zum Padischah. „O großer Padischah", sagte er, „ich möchte Euch ein ungewöhnliches Geschenk machen. Mir ist ein goldener Karpfen in die Reuse gegangen. Er wird sicherlich großes Glück bringen!"

Der Padischah freute sich, er ließ dem Alten fünfzig Goldstücke und einen seidenen Ehrenkaftan überreichen.

„Wenn du mir den goldenen Fisch bringst, bekommst du noch einmal fünfzig Goldstücke", sagte er.

Der goldene Karpfen aber, kaum daß der Alte gegangen war, zappelte und versuchte, sich aus den Händen des Sohnes loszureißen.

„Du tust mir leid, Karpfen", sagte der Bursche, „der Padischah wird dich aufessen. Ich will dich lieber freilassen. Schwimme und sei frei!" Und er warf den goldenen Fisch ins Wasser. Sein Vater kam und war voller Freude.

„Mein Sohn, das ist ein großes Glück für uns! Die Armut hat ein Ende! Der Padischah gibt mir für den goldenen Fisch hundert Goldstücke! Fünfzig habe ich schon im Beutel. Jetzt bringe ich ihm den Fisch und bekomme noch einmal fünfzig dazu!"

„Ach, Vater", sprach der Sohn, „mit dem Glück ist es nichts. Der goldene Karpfen hat so gezappelt, daß er mich dauerte, da habe ich ihn freigelassen."

„Freigelassen?" rief der Vater entsetzt. „Was hast du angerichtet, du Taugenichts! Ein einziges Mal im Leben lächelt uns das Glück, und du wirfst es mit deinen Händen ins Wasser! Was soll ich jetzt tun? Ich habe ja den Padischah getäuscht! Wehe mir! Jetzt droht mir der Tod! Ich will zu ihm laufen und ihm das Geld zurückgeben. Dich aber kann ich nicht mehr gebrauchen. Geh, ehe ich dich verprügle, ich will dich nicht mehr sehen!"

Der Bursche nahm seinen Stock und ging in die weite Welt. Alsbald begegnete ihm ein schöner junger Dshigit, der ihm ähnlich sah. Er kam aus einem fremden Land. Sie gaben sich die Hand und kamen ins Gespräch. Sie fanden Wohlgefallen aneinander und beschlossen, gemeinsam zu wandern und alles zu teilen. Im nächsten Dorf kehrten sie bei einer alten Frau ein, um zu übernachten. Die Alte erzählte ihnen, wovon die Leute in der ganzen Gegend sprachen:

„Die Tochter des Padischah hat den Verstand verloren. Es wurde schon alles mögliche versucht, doch nichts vermag ihr zu helfen. Und kein Heilkundiger wagt es mehr, sie zu behandeln." Als der schöne Dshigit dies hörte, sprach er zu dem Fischersohn: „Bleibe in diesem Dorf und warte auf mich, ich will gehen und die Tochter des Padischah heilen."

Der Padischah sprach zu dem Dshigiten: „Wenn du meine Tochter zu heilen vermagst, veranstalte ich ein vierzigtägiges Gastmahl und dreißigtägige Spiele, und ich will dir meine Tochter zur Frau geben. Heilst du sie aber nicht, so lasse ich dich hinrichten, also bedenke es wohl. Noch kannst du gehen."

„Ich fürchte mich nicht, Padischah", sagte der Dshigit und ging zu dem Mädchen. Er trat in ihr Zimmer und sah, daß sie Ketten an den Füßen und eine Schlinge um den Hals trug und daß Schaum vor ihrem Munde stand. Der Dshigit begann zu beten. Tags darauf war der Schaum vor dem Mund verschwunden. Noch ein Tag verging, und das Mädchen nahm die Schlinge vom Hals. Am dritten Tag löste sie die Ketten von den Füßen und fühlte sich so gut und normal wie zuvor.

Der Padischah freute sich sehr und veranstaltete ein großes Gastmahl und fröhliche Spiele. Er erlaubte dem Dshigiten, den Sohn des Fischers einzuladen, seinen Freund.

Das Gastmahl war zu Ende. Der Padischah machte dem Dshigiten reichliche Geschenke, die er auf vierzig Kamele laden ließ. „Meine Tochter ist jetzt dein", sagte der Padischah, „du magst sie gleich mitnehmen".

Der Fischersohn, der schöne Dshigit und das Mädchen machten sich auf die Reise. Sie kamen an die Stelle, wo der Fischersohn seinem treuen Freund begegnet war, und schlugen das Zelt auf.

„Jetzt wollen wir teilen, was wir haben", sagte der Dshigit. Sie teilten den ganzen Reichtum in gleiche Teile, nur das Mädchen blieb übrig.

„Nimm sie für dich", sagte der Fischersohn, „mir genügt, was du mir gegeben hast."

„Nein", sagte der schöne Dshigit, „wir hatten ausgemacht, alles zu gleichen Teilen zu teilen. Darum werden wir auch das Mädchen teilen. Wir schneiden es in zwei Teile."

„Bist du verrückt geworden?" schrie der Fischersohn. „Dieses schöne Mädchen willst du töten?"

Aber der Dshigit hörte nicht auf ihn. Er band das Mädchen mit den Füßen an einen Baum, mit den Händen an einen andern. Da lag es nun auf der Erde und weinte.

„Hier am Bauch werde ich es durchhauen", sagte der schöne Dshigit. „Dann ergibt es zwei gleiche Hälften." Er zog sein scharfes Schwert und holte aus.

Das Mädchen schloß die Augen. In diesem Moment fuhr eine schwarze Schlange aus seinem Mund. Der Dshigit stürzte sich auf sie und hackte sie in Stücke. Dann sagte er: „Hast du wirklich geglaubt, mein Freund, ich könnte das Mädchen töten? Ich habe das nur gesagt, um die Schlange zu erschrecken, die es im Bauch hatte. Von dieser Schlange kamen ihre Krankheiten. Jetzt ist das Mädchen gesund, es droht ihm nichts mehr, so nimm es denn zur Frau, mein Freund. Auch die Reichtümer sind für dich bestimmt. Ich brauche nichts, denn ich bin kein Mensch, ich bin der goldene Karpfen, den du damals aus Mitleid freigelassen hast. Jetzt habe ich dir die gute Tat vergolten und kann ins Wasser zurückkehren." Damit verschwand der schöne Dshigit.

Der Fischersohn freute sich, eine so schöne Frau zu bekommen, und sie trieben ihre Kamele nach Hause.

Der alte Fischer konnte lange nicht glauben, daß die vierzig Kamele mit all den Reichtümern seinem Sohn gehörten und daß die Tochter des Padischah seine Frau war.

„Wie kommt es nur, daß du reich bist und solches Glück hast?" fragte er.

„Ich verdanke alles dem goldenen Karpfen, den ich freigelassen habe", antwortete der Sohn.

2) Islamischer Fürstentitel

3) Langer, vorn offener Männerüberrock

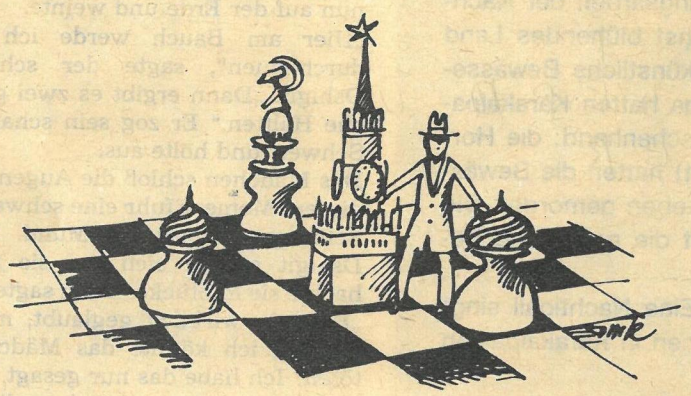
Aus dem Russischen übersetzt von Thomas Reschke.
Die Auswahl der Märchen für diese Serie besorgte aus dem Russischen Gabriele Kleiner.

Schach-Geschichten

Der Philosoph am Schachbrett

Dr. Emanuel Lasker (1868–1941)

Der zweite Weltmeister in der Schachgeschichte eroberte den höchsten Titel im Alter von 26 Jahren, behauptete ihn 27 Jahre lang und kämpfte weitere anderthalb Jahrzehnte, bis nahe an seinen 70. Geburtstag, in internationalen Turnieren erfolgreich gegen die stärksten Schachmeister der „Zeit nach Lasker". Als Mathematikstudent der Universität Berlin verdiente er sich ein paar Groschen, indem er in Berliner Schachklubs um Geld spielte. Nach größeren Erfolgen auf diesem Terrain brach er sein Studium ab, um in England und Amerika Schach zu spielen. Erst nachdem er durch den Gewinn des Weltmeistertitels (Börse: 2000 Dollar) und von Preisen in einer Reihe internationaler Turniere eine gewisse materielle Sicherheit erlangt hatte, schloß er 1902 in Erlangen mit einer glanzvollen Dissertation sein Studium ab, befaßte sich mit mathematischen Problemen und schrieb sein erstes philosophisches Buch. Doch die Schachöffentlichkeit gönnte dem Weltmeister keine lange Pause. Er stellte sich Titelanwärtern und Turnierveranstaltern. 1921 verlor Dr. Lasker den Weltmeistertitel an den Kubaner Capablanca. Er spielte noch in einigen Turnieren – und unternahm dann 1925 einen zweiten Versuch, sich vom Schach zurückzuziehen. In Berlin widmete er sich „seinem eigentlichen Sehnen", der Mathematik und der Philosophie. Dann das Jahr 1933. Die Nazis kamen an die Macht – der Jude Lasker mußte fliehen, sein Besitz wurde beschlagnahmt. Wieder war er auf das Schach angewiesen, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Er spielte in England, der Schweiz und in Amerika. 1935 folgte Dr. Lasker einer Einladung zum II. Internationalen Moskauer Schachturnier. Der 67jährige spielte wie in seinen besten Tagen. Eine Londoner Zeitung schrieb: „Lasker wird in Moskau gefeiert wie ein Filmstar." Die Moskauer nannten ihn liebevoll „staritschok" (was soviel bedeutet wie unser lieber kleiner alter Mann). Dem Turnier folgte eine Einladung der sowjetischen Gastgeber zu einer Erholungsreise in den Kaukasus und – zur Mitarbeit an der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Lasker und seine Frau ließen sich in Moskau nieder, wurden nach kurzer Zeit Bürger der UdSSR. Endlich hatte Emanuel Lasker eine ehrenvolle materielle Existenz. Endlich konnte er Schach ausschließlich zu seinem Vergnügen und zur Erholung spielen. Lasker war überglücklich, als es ihm 1937 gelang, die ihm von der Akademie übertragene Aufgabe, ein sehr schwieriges mathematisches Problem, zu lösen. Im Schach vertrat er die Farben der UdSSR auf zwei großen internationalen Turnieren des Jahres 1936, in Nottingham und in Moskau. Ende 1937 reisten Emanuel und Martha Lasker in die USA, um ihre Kinder zu besuchen. Es sollte eine kurze Visite werden. Doch Martha Lasker erkrankte in Amerika so schwer, daß der Gedanke an die Heimreise nach Moskau aufgegeben werden mußte. So war Lasker gezwungen, während der letzten zwei Jahre seines Lebens die mühselige Wanderung von Simultanvorstellung zu Simultanvorstellung, von Vortrag zu Vortrag wiederaufzunehmen.



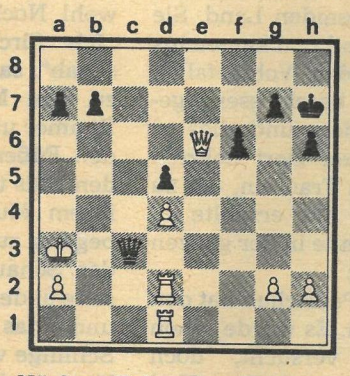
Die folgende Partie, gespielt zu St. Petersburg 1895, bezeichnete Emanuel Lasker als die beste seines Lebens.

Damengambit

Weiß: Pillsbury – Schwarz: Lasker

1. d4 d5 2. c4 e6 3. Sc3 Sf6 4. Sf3 c5 5. Lg5 cd 6. D:d4 Sc6 7. Dh4 Le7 8. 0-0-0 Da5 9. e3 Ld7 10. Kb1 h6 11. cd ed 12. Sd4 0-0 13. L:f6 L:f6 14. Dh5 S:d4 15. ed Le6 16. f4 Tac8 17. f5 T:c3!!
(Damit beginnt, was der englische Großmeister Amos Burn „eine der feinsten Kombinationen, die je gemacht wurden" nennt. Weiß wählt zunächst die stärkste Erwiderung) **18. fe Ta3!! 19. ef+ T:f7 20. ba Db6+ 21. Lb5** (Erzwungen. Falls 21. Ka1, so 21 ... L:d4+ 22. T:d4 D:d4+ 23. Kb1 De4+ 24. Kc1 Tf2; falls 21. Kc2, so 21.... Tc7+ 22. Kd2 D:d4+ 23. Ke1 Dc3+ 24. Td2 Te7+ 25. Le2 Lg5; falls schließlich im letzten Abspiel 23. Ld3, so gewinnt 23.... Df2+) **21.... D:b5+ 22. Ka1 Tc7** (Droht Matt in drei Zügen, beginnend mit 23. Tc1+) **23. Td2 Tc4 24. Thd1 Tc3 25. Df5 Dc4 26. Kb2?** (Verliert sofort; aber es gibt keine ausreichende Verteidigung mehr) **26.... T:a3 27. De6+ Kh7 28. K:a3 Dc3+** Weiß gab auf (Obwohl Schwarz nur noch zwei Figuren besitzt, ist das Matt unausweichlich: 29. Ka4 b5+ 30. K:b5 Dc4+ 31. Ka5 Ld8+ 32. Db6 Lb6 matt) (siehe Diagramm).

Heinz Stern



Nächste Folge: Leo Tolstoi und sein Sewastopoler Freund

Redaktion: Elke Grahl; Fotos: ADN-ZB, TASS/E. Kobjak (2) u. I. Budnewitsch, Volkmar Billeb;
Vignette: Martin Kotsch

Sie fragen wir antworten

Heute: Altes Handwerk

Von meiner letzten Sowjetunion-Reise habe ich für meine Enkel Strohpuppen mitgebracht. Nun möchte ich gern etwas darüber erfahren, wie diese kleinen Kunstwerke hergestellt werden.

Anna Seifert, Gera

Jekaterina Medjanzewa aus dem Dorf Michailowka bei Pensa hat ein uraltes Handwerk zu neuem Leben erweckt. Früher war es ein alter Brauch, Strohpuppen für den Eigenbedarf zu flechten. Zum Ende der Fastenzeit wurden sie verbrannt oder bei der Verabschiedung des Frühlings dem Wasser übergeben. Die Dorfkinder spielten mit ihnen Sommer wie Winter. „So eine Strohpuppe regt an, selber Spielzeug zu basteln. Meine erste bekam von mir gleich einen Sarafan", erzählt Großmutter Je-

Hypothesen

Die Folgen der kosmischen Katastrophe im Jahre 1908 an der Steinigen Tunguska durch Zusammenstoß der Erde mit einem Meteoriten führte zu sehr großen Verwüstungen – im Zentrum des Aufpralls wächst heute noch „kein Gras". Im Vergleich zu dem Asteroiden, von dem Sie in Ihrem Report über das Aussterben der Dinosaurier berichteten (FW 23/84), war dieser kosmische Körper jedoch nur ein Spielbällchen. Die Folgen des Zusammenstoßes mit einem Planetoiden vom geschilderten Ausmaß hätten doch so verheerend sein müssen, daß nicht nur der Tod der Riesenechsen eingeleitet worden wäre ...

Rudi Trautvetter, Sandersdorf

Ein neuer Beitrag über die kosmische Katastrophe an der Steinigen Tunguska und über aktuelle Schlußfolgerungen aus den jüngsten Hypothesen über das Verschwinden der Dinosaurier ist schon für Anfang 1985 geplant!

Ganz nach Wunsch

Vor einiger Zeit berichteten Sie über das Museum für Volksinstrumente in Alma-Ata (FW 17/84). Es soll in einem altertümlichen Haus untergebracht sein, Sie zeigten aber kein Bild!

Gerda Schmidt, Berlin

Das möchten wir nachholen. Das Museum befindet sich in einem Holzhaus, erbaut Anfang des 20. Jahrhunderts und von sowjetischen Restauratoren liebevoll gepflegt.

Norbert Kaiser

katerina – und beginnt zu flechten. „Am aufwendigsten ist die Vorbereitung des Strohs“, erklärt sie bei der Arbeit. „Am besten ist Roggenstroh, es ist weich und läßt sich gut verarbeiten. Ich mache die Puppen aber auch aus Weizen. Gerade, ungeknickte Halme hole ich mir drei, vier Tage vor dem Schnitt. Vom Trocknen in der Sonne erhalten sie einen goldgelben Glanz. Dann lagert das Material bis zum Winter im Schuppen. Im Sommer habe ich keine Zeit, denn da warten der Garten und die Bienen. Aber im Winter, wenn es draußen stürmt und schneit, kommt für mich die Zeit der Strohpuppen. Eine Weile bemalte ich meine Puppen, gab ihnen Stoffgesichter. Dann aber begriff ich, daß Stroh ein Material ist, das keines Schmuckwerks bedarf.“

Leserfoto

Diese Straßenszene fotografierte Leonhard Penzold, Berlin, am Hotel „Rossija“ in Moskau. Inzwischen trägt auch die sowjetische Hauptstadt ein weißes Kleid.

Preisfrage

Heft 25/84

Für welchen Begriff stand Frau Luna Pate?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 1/85. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 19. Dezember 1984. Auflösung von Heft 23/84: Balbuchta oder Kilometer 877 im Gebiet Tschita. Wir gratulieren Hilde Herricht aus Halle.

Wer schreibt uns?

Ljudmila Schewekowa, 20 Jahre alt, studiert Chemie an einer Charkower Hochschule und interessiert sich für Literatur, Musik, Tanz, Fremdsprachen. UdSSR, 310113 Charkow, ul. zelinogradskaja 30, 4. obschtsch. ChIEI

Dorijana Georgieva Trifonova, 16 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit Freunden aus der DDR in bulgarisch oder deutsch. Hobbys: Sammeln von Material über das Leben der Indianer, Literatur, Musik, Lieblingssport: Fußball. VR Bulgarien, 4230 Assenovgrad, ul. Gradeschniza N. 25

Dankeschön!

Die Tage in Moskau werden für mich und sicher auch für alle anderen Gewinner des großen FREIE WELT-Preisausschreibens der Freundschaft „35 Jahre DDR – 35 Reisen in die Sowjetunion“ unvergeßlich sein. Es fällt schwer, ein Erlebnis besonders herauszuheben. Doch sehr gern erinnere ich mich an unser Treffen mit sowjetischen Genossen, die am Bau des Jahrhunderts, der BAM, beteiligt sind. Mit großem Optimismus und Stolz berichteten sie uns über dieses gigantische Vorhaben. Meiner Arbeit als Lehrerin haben alle diese Erlebnisse und Eindrücke neue Impulse verliehen.

Christine Ahnert, Hohenstein-Ernstthal

Oft haben wir uns schon an Preisausschreiben beteiligt. Zwar hatte bisher noch keiner von uns gewonnen, aber wir konnten jedesmal viel Neues über die Sowjetunion erfahren. In FREIE WELT 10/84 entdeckten wir das große Preisausschreiben der Freundschaft. Wir suchten alte FW-Hefte heraus, lasen nach, wälzten Bücher, fragten Freunde und Kollegen, um alle Fragen zu beantworten. Und dann kam die große Überraschung. Ich hatte eine Reise gewonnen! Dankeschön.

Inge Böttcher, Rostock

Erstmals hatte ich das Glück, an den Oktoberfeierlichkeiten in Moskau teilzunehmen. Besonders beeindruckend für mich die große Militärparade, die deutlich machte, daß die Sowjetunion nicht gewillt ist, eine militärische Überlegenheit der USA zuzulassen. Auch die sprichwörtliche Gastfreundschaft habe ich auf dieser Reise kennengelernt. Als ich die Gelegenheit nutzen und in Moskau einen Bekannten besuchen wollte, brachte mich ein junger Mann, den ich auf der Straße nach der Adresse fragte, bis hin zur Wohnung. Wie ein Sohn wurde ich aufgenommen.

Karlheinz Ulrich, Schmalkalden

Ein neues Weltwunder

Der Bericht über die BAM im Heft 23/84 war große Klasse. So stelle ich mir eine hautnahe, aktuelle Berichterstattung vor. Es ist gigantisch, was an der BAM von Menschen geleistet wurde und wird. Schienen sind nun einmal in Sibirien die sichersten und wirtschaftlichsten Verkehrswege. Die BAM könnte man getrost als eines der großen Weltwunder bezeichnen. Hut ab vor den Erbauern!

Helmut Drechsler, Leipzig

Anerkennung für Wassili Peskow

Lang erwartet, die „Neuigkeiten dieses Jahres“ vom Leben der Einsiedler (FW 21/84)! Es scheint, als ob sich Agafja und Karp Ossipowitsch Lykow verjüngt hätten. Besonderen Dank an Wassili Peskow, weil er jeden Sommer zum Oberlauf des Flusses Abakan reist.

Annemarie Amelung, Schwerin

Man kann sich schwer vorstellen, daß eine Familie in solcher Einsamkeit unter unsagbaren Strapazen überhaupt existiert hat. Erfreulich, daß die Lykows sich an die Menschen gewöhnt haben und sogar Anteil am Weltgeschehen nehmen.

Oskar Wiesche, Bad Dürrenberg

Gipfelsturm

Zum „Tanz auf dem Vulkan“ (FW 22/84): 1975 war ich auch in der Höhe von 4200 Metern in Prijut 11, ein größeres Gebäude, in dem etwa 100 Sportler unterkommen können. Wir stiegen bis dorthin mit Rucksack über Geröllpfade und schließlich über ewigen Schnee von 3100 Meter Höhe aus. Ohne Gepäck schafften wir es dann noch bis zu 4350 Metern. Ich war damals Reiseleiter einer Jugendtouristengruppe.

Dieter Rothe, Berlin

Hier mein Foto vom Hotel „Tscheget“, wo sich das Basislager der Elbrusbesteiger befand. Im Hintergrund der nun auch von FREIE WELT bezwungene Gipfel.

Eberhard Ortgies, Berlin

SOWJETUNION

IN DEUTSCHER SPRACHE

Sie berichtet in interessanter Weise über das Leben in der UdSSR.
Der Leser dieser Illustrierten erhält Informationen über **WISSENSCHAFT, KULTUR, POLITIK, KUNST UND SPORT** und viele andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens in der Sowjetunion.

Spezielle Seiten der Illustrierten sind denjenigen vorbehalten, die sich für Kochkunst, Kosmetik und Mode interessieren.
Die Zeitschrift ist im Einzelverkauf in allen Verkaufsstellen der Deutschen Post im Angebot!

Für die Jüngsten unter den Lesern wird regelmäßig eine Doppelseite mit Märchen und Bilderzählungen gestaltet.

Deutsch-Russisches Wörterbuch

In drei Bänden
Begründet von Hans Holm Bielfeldt
In der Endfassung erarbeitet von einem Autorenkollektiv
unter Leitung von RONALD LÖTZSCH

Band 1: A–G

1983. XXXII, 764 Seiten – 17 × 24 cm – Leinen DDR 38,– M
Bestell-Nr. 753 376 0
Bestellwort: Dt.-Russ. WB 6269/1

Band 2: H–R

1984. 706 Seiten – 17 × 24 cm – Leinen DDR 38,– M
Bestell-Nr. 753 837 7
Bestellwort: Dt.-Russ. WB 6269/2

Band 3: S–Z

1984. IV, 788 Seiten – 17 × 24 cm – Leinen DDR 38,– M
Bestell-Nr. 754 241 3
Bestellwort: Dt.-Russ. WB 6269/3

Das Wörterbuch

- umfaßt etwa 100 000 Stichwörter
- stellt als sogenanntes aktives Wörterbuch ein Novum auf dem Gebiet der deutsch-slawischen zweisprachigen Lexikographie dar
- ordnet den deutschen Stichwörtern exakte russische Äquivalente zu und erläutert ihren Gebrauch durch detaillierte orthoepische, morphologische, syntaktische und stilistische Hinweise
- verweist auf bestimmte Abweichungen der Deklination und Konjugation in den Wörterbuchartikeln
- vermerkt Besonderheiten der Grammatik in einem Anhang

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an eine Buchhandlung

AKADEMIE VERLAG BERLIN
THEORIA CUM PRAXI
Deutsche Demokratische Republik
DDR-1086 Berlin, Leipziger Strasse 3-4 Postfach 1233

Töchter der Wüste

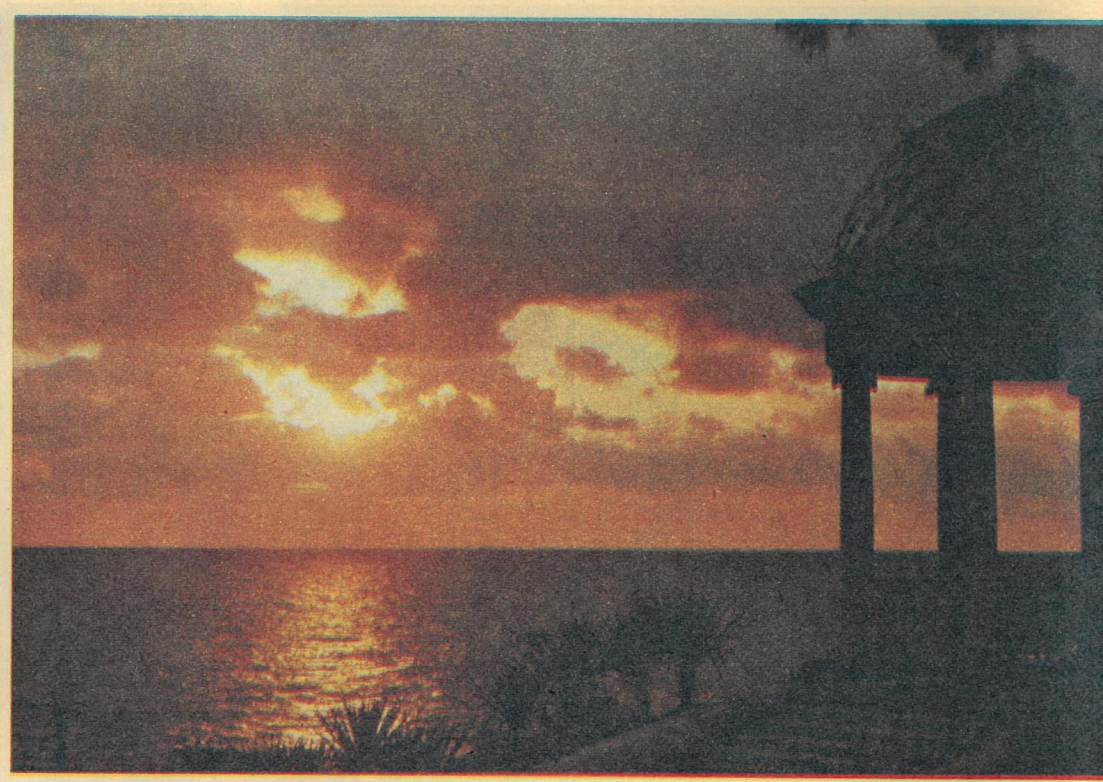
Die nördlichste – und dabei am wenigsten bekannte – Antilopenform der Erde ist die Dsheiran-Antilope oder Kropfgazelle, die noch vor einem halben Jahrhundert auf einem riesigen Territorium vom Süden Armeniens über den Iran und Kasachstan bis nach Mittelasien und dem nördlichen China anzutreffen war. Wüsten und Halbwüsten bilden die Heimat der grazilen Tiere aus der zoologisch von den Großantilopen abgeleiteten Unterfamilie der Gazellen.

Ob Sanddünen oder Schotterflächen, Salzsteppen oder kahles Bergland – zu kleinen Trupps verstreut, wissen die wandernden Wüstenbewohner noch den spärlichsten „Pflanzeninseln" ihren Unterhalt abzugewinnen. Stachlige Sträucher, Rispengräser, Salzgewächse, Saksaulbüsche, Wermutkräuter werden ebenso genutzt wie im Boden verborgene Knollen oder Zwiebeln. Liefern Pflanzen ihr eine Mindestration Feuchtigkeit, braucht die Dsheiran selbst im kochenden Hochsommer nicht den – oft gefahrvollen – Weg zur Tränke anzutreten.

Es ist vor allem die wirtschaftliche Erschließung jener entlegenen, bisher unfruchtbaren Landstriche, die Anlage von Siedlungen und Verkehrswegen, die das Erscheinungsbild der scheuen, großäugigen Huftiere an den Rand des Verschwindens gebracht hat. Das Areal durchgehender Verbreitung zerfiel in einzelne, weit voneinander entfernte Rückzugsflecken; nur in der Mongolischen Volksrepublik, wo die Dsheiran mit der Mongoleigazelle einer nahen Verwandten begegnet, halten sich noch stärkere Bestände. Schätzte man vor verhältnismäßig kurzer Zeit die Kopfzahlen auf etliche hunderttausend Stück, so erscheint jetzt die Angabe von 10 000 Exemplaren eher zu hoch als zu niedrig gegriffen. Folgerichtig fand die Kropfgazelle ihren Platz bereits im ersten Rotbuch der UdSSR, dem Verzeichnis der gefährdeten Arten.

Naturschutzgebiete in verschiedenen Sowjetrepubliken widmen sich dem Fortleben der Dsheiran – als eines der jüngsten das Reservat Sjunt-Chassardag in der Turkmenischen SSR. Dort im Gebiet Krasnowodsk, wo sich die Ausläufer des Höhenzuges Kopet-Dag dem östlichen Ufer des Kaspischen Meeres nähern, wächst in weitläufigen Gehegen eine kräftige, gesunde Generation der schönen Gazelle heran. Während in der Natur nicht wenige Jungtiere zugrunde gehen, weil die Mütter aus einem Wurf von drei, vielleicht sogar vier Kitzen einige verstoßen, wird im Schonrevier der gesamte Nachwuchs aufgezogen, wenn nötig, mit der Saugflasche. – Bild links: „Kindergarten" von Sjunt-Chassardag. Oben: Bock mit besonders kräftigem Gehörn.

G. Eldyjew (Text)
K. Nasarow/TASS (Fotos)



РОССИЯ

FREIE WELT Tourismus

Urlaubsreisen in die Sowjetunion 1985

Jasmin und Mokka

Den Duft von Zimt, von Erdbeeren und Kampfer sollen Jasminblüten in sich bergen. Daß sie dem reisenden Götterboten Merkur als Einlaßschlüssel in Urlaubsparadiese dienten, ist nicht verbürgt. Für einen heißen Mokka bei Sonnenuntergang am Schwarzen Meer wären sie eine empfehlenswerte Einladung.

Mit dieser Vorschau auf die nächste Saison wollen wir Sie, lieber Leser, wie in jedem Jahr, über Möglichkeiten eines Urlaubs in der Sowjetunion informieren. Das Reisebüro der DDR wird nicht immer jede Wunschreise vermitteln können, wohl aber jedem Interessenten ein Angebot vorschlagen, das Erholung, interessante Begegnungen und Bildung verspricht. Gleich, wohin es führt: ob in traditionsreiche Städte, zum Beispiel nach Moskau (links), wo wie in allen anderen Heldenstädten Sonderprogramme zum 40. Jahrestag des Sieges über den Faschismus vorbereitet sind, zu den orientalischen Märkten Mittelasiens, in die Weiten Sibiriens oder in die Hauptstädte der baltischen Sowjetrepubliken (oben: Vilnius).

Jasmin und Mokka

Reisen mit Kindern

Kinder und Jugendliche bis zum vollendeten 15. Lebensjahr können nur in Begleitung der Eltern bzw. eines beauftragten Erwachsenen reisen. Reisen Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahr mit Verwandten oder Bekannten, so ist für sie ein Kinderausweis erforderlich, der bei den Meldestellen der Volkspolizei ausgestellt wird. Darüber hinaus ist eine Vollmacht der Eltern notwendig, die bei der Fahrt mitzunehmen ist. Jugendliche ab 16 Jahre können an Reisen teilnehmen, wenn eine Vollmacht der Eltern vorliegt.

Für Kinder ab 10 Jahre werden die Aufenthaltskosten im Reiseland wie für erwachsene Touristen berechnet. Die Fluggesellschaften gewähren eine Flugpreisermäßigung bis zum 12. Geburtstag von 50 Prozent. Bei Bahnreisen beträgt die Ermäßigung bis zum 10. Geburtstag ebenfalls 50 Prozent.

Fluginformationen

Bei Gruppenreisen in die Sowjetunion erfolgt die Beförderung überwiegend per Flugzeug. Wie auch in der DDR üblich, beginnt die Abfertigung der Passagiere in der UdSSR etwa zwei Stunden vor Abflug. Die Fahrt vom Flugplatz bis in das Stadtzentrum dauert in der Regel eine Stunde. In Moskau muß auf Grund des Transfers vom internationalen zum Inlandflughafen mit einer Zeit von vier bis fünf Stunden gerechnet werden. Daher ist je ein Tag für die An- und Abreise vorbehalten. Bei Mehrstädtereisen trifft das in bestimmtem Maße bei jedem Wechsel des Reiseziels zu. Ist ein längerer Transitaufenthalt unumgänglich, wird ein kurzes touristisches Programm, meist eine Stadtrundfahrt, geboten. Die Mehrzahl der Flugreisen führt über Moskau, einige über Kiew. Leningrad, Minsk, Tbilissi und Taschkent werden direkt angeflogen. Ebenso wird der Hauptteil der nach Sotschi, Dagomys und Pizunda sowie nach Jalta reisenden Gruppen im Direktflug nach Adler bzw. Simferopol befördert.

Noworossisk, eine der Heldenstädte am Schwarzen Meer, ist das Ziel eines Tagesausfluges für Reisegruppen, die Krasnodar besuchen.

Aus dem Angebot des Reisebüros der DDR

Route	Reisetage	Reisezeit	Preis Mark
Kurzreisen			
Moskau	6	Mai–Dez.	930,–
Leningrad	6	Mai–Dez.	750,–
Moskau–Jaroslawl	7	Mai–Nov.	980,–
Brest–Minsk	6	Mai–Nov.	560,–
Moskau–Uljanowsk	7	Mai–Nov.	1060,–
Riga–Leningrad	7	Mai–Sept., Dez.	855,–
Moskau–Kischinjow	8	Sept.–Okt.	1150,–
Mehrstädtereisen			
Moskau–Baku–Tbilissi-Sotschi–Krasnodar–Kiew	14	Mai–Nov.	1765,–
Moskau–Jerewan–Tbilissi–Telawi–Scheki–Baku–Moskau	14	Mai–Nov.	1900,–
Moskau–Iwanowo–Moskau–Leningrad	10	Mai–Nov.	1245,–
Leningrad–Tallinn–Moskau	10	Mai–Dez.	1335,–
Moskau–Zelinograd–Alma-Ata–Taschkent–Buchara–Moskau	12	Juni–Sept.	1900,–
Moskau–Duschanbe–Samarkand (Transit)–Schachrisabs–Taschkent–Alma-Ata	12	Mai–Okt.	1850,–
Moskau–Duschanbe–Taschkent–Tschardshou–Aschchabad–Moskau	12	Mai–Nov.	1750,–
Erholungsreisen			
Sotschi	15	Mai–Okt.	1280,–
Dagomys	8	Nov.–Dez.	900,–
Dagomys	15	Mai–Okt.	1440,–
Pizunda	15	Mai–Sept.	1215,–
Baku	14	Juni–Sept.	1600,–
Kombinierte Erholungsreisen			
Naltschik–Pizunda	16	Mai–Okt.	1550,–
Sotschi–Pjatigorsk	16	Mai–Okt.	1800,–
Pizunda–Teberda	16	Mai–Okt.	1535,–
Kombinierte Städte- und Erholungsreisen			
Sotschi–Rostow–Moskau	12	Juni–Okt.	1490,–
Moskau–Charkow–Moskau	13	Juni–Okt.	1500,–
Touristenzugreisen			
Vilnius–Leningrad	10	Okt./Nov.	950,–
Leningrad–Tallinn	11	Okt./Nov.	910,–
Minsk–Leningrad	11	Mai–Okt.	940,–
Kiew–Moskau–Brest	9	Mai–Sept.	810,–
Moskau–Minsk–Brest	9	Mai–Sept.	790,–
Moskau–Leningrad	9	Mai–Sept.	850,–
Leningrad	8	Okt./Nov.	750,–
Freundschaftsflüge			
Moskau	6–7	Mai, Okt., Nov.	1000,–
Leningrad	6–7	Mai, Okt., Nov.	850,–
Schiffsreisen			
Dnepr–Kreuzfahrt	10	Mai/Juni, Sept.–Nov.	1700,–
Wolga–Don–Kreuzfahrt	13	Mai–Okt.	2000,–

Hotelkategorien in der Sowjetunion

Klassifizierung der Zimmer:

Kat. I – Ein- bis Zweibettzimmer, Bad mit Dusche oder Wanne, WC, Radio, Telefon

Kat. II – Ein- bis Dreibettzimmer, WC, Radio, Bad auf der Etage

Ausstattung der Campingplätze:

Die Bungalows bzw. Campinghäuschen sind überwiegend mit vier Betten ausgestattet. Es kann kein Anspruch geltend gemacht werden, eine solche Unterkunft nur für zwei Personen zu benutzen. In Jalta sind die Campinghäuschen für zwei Personen eingerichtet, eine zusätzliche Schlafgelegenheit aufzustellen, ist wegen Platzmangel schwierig.

Eigenes Koch- und Eßgeschirr ist mitzunehmen.

Duschen und WC befinden sich in einer zentralen Einrichtung. Die meisten Campingplätze verfügen über eine Gemeinschaftsküche.

Wertsachen und Gepäck können in den Rezeptionen zur Aufbewahrung gegeben werden. Kleidungsstücke sollten aus Platzmangel nur soviel als nötig aus dem Auto genommen werden.

Moldauischer Frühling bei Kischinjow im „Obstgarten" der Sowjetunion (Foto rechts)

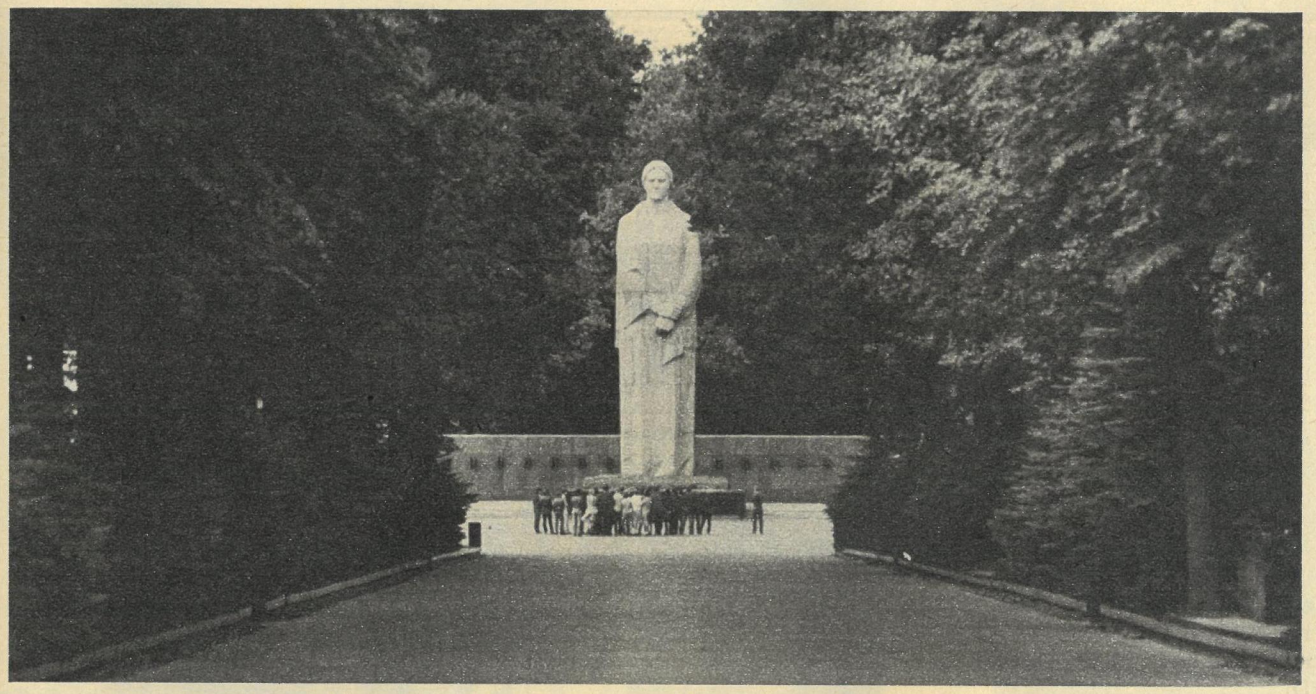


Foto oben: Charkow-Denkmal „Mutter Heimat“ im Park des Sieges.

Jubiläumsrouten

Anläßlich des 40. Jahrestages des Sieges über den Faschismus hat Intourist Reisen mit Sonderprogrammen vorbereitet. Dazu gehören spezielle Stadtrundfahrten, Besichtigungen von Gedenkstätten, Treffen mit Kriegsveteranen, Besuche von Ausstellungen „40. Jahrestag des Sieges des sowjetischen Volkes im Großen Vaterländischen Krieg“ sowie Rundtischgespräche zu verschiedenen Themen. Die Routenbeispiele im einzelnen:

Vilnius–Riga; Leningrad–Riga; Moskau–Jaroslawl–Moskau; Moskau–Susdal–Moskau; Moskau–Minsk; Brest–Minsk; Moskau–Uljanowsk–Moskau; Leningrad–Kiew–Moskau; Moskau–Wolgograd–Moskau; Kiew–Saporoshje–Charkow–Moskau; Riga–Tallinn–Leningrad; Riga–Leningrad; Kiew–Lwow–Tschernowzy–Kischinjow–Odessa; Kiew–Cherson–Saporoshje–Moskau; Moskau–Baku–Jerewan–Tbilissi; Tbilissi–Jerewan–Baku–Leningrad; Moskau–Jerewan–Tbilissi–Ordshonikidse–Pjatigorsk–Kiew; Tbilissi–Jerewan–Baku–Moskau

Bergwandern

Als Neuheit bietet das Programm für 1985 eine Mehrstädtereise mit einem Aufenthalt am Fuße des Kasbek (5047 m), des zweithöchsten Berges im Kaukasus. Die zwölftägige Route führt über Moskau–Ordshonikidse–Kasbegi–Telawi nach Tbilissi. Die Bergsiedlung Kasbegi liegt 47 Kilometer von Ordshonikidse entfernt an der Georgischen Heerstraße in 1700 Meter Höhe. Das Hotel „Kasbegi“ ist einfach ausgestattet und verfügt nur über einen begrenzten Service. Im Ort befindet sich ein Heimatmuseum. Reisezeit für diese Route: Juni bis September.

Zusatzprogramme

Neben den mit der Reise gebuchten Besichtigungen und Ausflügen können bei den Intourist-Zweigstellen in den Städten und Seebädern zusätzliche Veranstaltungen und Exkursionen bestellt werden. Diese sind vom Taschengeld zu bezahlen. Die Intourist-Reiseleiter vermitteln solche Wünsche für Einzelpersonen und für Gruppen. Diese Zusatzbuchungen sind auf Grund des Fahrpreises für Gruppen billiger, da die Pauschale aufgeteilt wird. Über die Zusatzangebote am jeweiligen Reiseort informieren die Intourist-Servicebüros in den Hotels.

Hinweis für Schiffsreisen

Schwerbehinderten, insbesondere Gehbehinderten, sind Kreuzfahrten auf dem Dnepr oder auf der Wolga nicht zu empfehlen, da die Einrichtung der Kabinen und die Treppen zwischen den Decks Beschwerlichkeiten bereiten können.

An Bord wird keine Diätkost zubereitet. Die meisten Schiffe verfügen über eine 110-Volt-Anlage, was bei der Benutzung von Rasierapparaten zu beachten ist.

Es ist anzuraten, Luftmatratzen mitzunehmen, da auf den Sonnendecks Liegestühle nur in begrenzter Anzahl zur Verfügung stehen.

Durchschnittstemperaturen sowjetischer Reiseziele

Städte	Frühling	Sommer	Herbst
Moskau, Kasan, Jaroslawl, Minsk, Susdal	April/Mai +1 bis +15°C	Juni/Aug. +16 bis +30°C	Sept./Nov. +15 bis –10°C (im November)
Leningrad, Tallinn, Riga, Vilnius,	März/Mai 0 bis +15°C	Juni/Aug. +16 bis +20°C	Sept./Nov. +15 bis 0°C
Kiew, Winniza, Donezk,Saporoshje, Cherson, Pjatigorsk, Rostow (Don), Simferopol, Kischinjow	März/Mai +5 bis +15°C	Juni/August +15 bis +25°C	Sept./Nov. +15 bis 0°C
Jalta, Sotschi	März/April +10 bis +15°C	Mai/Sept. +15 bis +25°C heiß im Juli und August	Okt./Nov. +20 bis +10°C
Suchumi, Gagra	März/April +10 bis +20°C	Mai/Sept. +20 bis +30°C	Okt./Nov. +20 bis +10°C
Batumi	Febr./März +5 bis +15°C	April/Okt. +15 bis +30°C	November +15 bis +10°C
Tbilissi, Ordshonikidse, Baku, Jerewan	März/April +10 bis +15°C	Mai/Sept. +15 bis +25°C	Okt./Nov. +15 bis +10°C
Taschkent, Samarkand, Buchara, Duschanbe, Aschchabad, Frunse	März/April +10 bis +15°C	Mai/Sept. +20 bis +30°C (Juli bis +35°C)	Okt./Nov. +26 bis +15°C nachts kühl
Irkutsk, Bratsk, Nowosibirsk	Mai/Juni 0 bis +10°C	Juli/Aug. +15 bis +20°C	Sept./Okt. +10 bis 0°C

Leserdienst

Wie viele und welche Sowjetunionreisen werden für das nächste Jahr angeboten?

Erwin Gelsdorf, Greifswald

Von den bisher mit Intourist vereinbarten reichlich 308 000 Reisen für 1985 entfallen fast 150 000 auf Städtereisen sowohl durch den europäischen als auch den asiatischen Teil der UdSSR; etwa zwei Drittel davon sind Kurzreisen. 18 000 Plätze umfaßt das Programm der Schiffsreisen auf dem Dnepr und auf der Wolga. Zum weiteren Angebot gehören außerdem knapp 82 000 Erholungsaufenthalte in den Seebädern am Schwarzen Meer, am Kaspischen Meer und an der Ostsee. Fast 28 000 Urlauber können mit Touristenzügen fahren und 2250 Plätze stehen bei den Freundschaftsflügen mit der IL 86 zur Verfügung. Die Kapazität der kombinierten Reisen, eine Verbindung von Stadtaufenthalten und Erholung, beträgt reichlich 6000 Plätze.

Wie ist die Verfahrensweise, wenn man bei einer Touristenreise in die UdSSR erkrankt und ambulant oder sogar stationär behandelt werden muß?

Heinz Diezel, Gotha

Bei organisierten Touristenreisen sind die Teilnehmer versichert, das heißt, die Sozialversicherung der DDR steht für gesundheitliche Leistungen in der UdSSR ein. Wenn Medikamente benötigt werden, muß sie der Patient zunächst bezahlen. Gegen die entsprechende Quittung werden die Auslagen von der Sozialversicherung zurückerstattet. Ein notwendiger Krankenhausaufenthalt wird ebenfalls von der Sozialversicherung bezahlt, ohne daß der Tourist sie verauslagen muß. Notwendige Medikamente, die ständig eingenommen werden müssen, sollten Touristen in ausreichender Menge im Handgepäck mit sich führen.

Kann man bei einer Gruppenreise das Programm verändern?

Familie Bruch, Dresden

Der Charakter der gebuchten Reise bestimmt auch das Programm. Selbstverständlich bleibt Ihnen auch noch Zeit, die sie nach eigenem Plan verbringen können. Würden Sie auf die gebuchten Leistungen wie Busfahrten, Theaterbesuche oder Exkursionen verzichten, hätten Sie etwas bezahlt, was Sie nicht in Anspruch nehmen und wofür Sie die Kosten nicht zurückerstattet bekommen können. Wichtig ist auch, sich beim Reiseleiter für die Zeit abzumelden, in der Sie individuelle Besichtigungen oder Privatbesuche vornehmen wollen.

Fotos: Peter Meißner, „Reise in die UdSSR“, TASS/M. Potyrnike; Informationen: Karl-Heinz Gummich; Redaktion: Norbert Kaiser

Hundert Jahre liegen zwischen beiden Darstellungen. Rechts: Aquarell des Biologen Ernst Haeckel von dem Ort Tur am Roten Meer. Oben: Bewohner des Bikini-Atolls, knapp 20 Jahre nach den Atombombenversuchen zurückgekehrt in eine durch US-Militärbehörden errichtete Siedlung ... Damals im arabischen Tur wurde Haeckel von der Wahrnehmung überrascht, daß die flachen, würfelförmigen Häuser „fast ganz aus Korallenstein bestehen. Manche von diesen elenden Hütten birgt in einer einzigen Wand eine größere Sammlung von schönen Korallenblöcken, als in vielen europäischen Museen zu finden ist." – Die Bungalows auf Bikini mußten fluchtartig geräumt werden. Der zu Beton zermahlene Korallensand, nach wie vor hochgradig radioaktiv, macht die Behausungen zur Strahlenfalle.

Dr. Dietrich H. H. Kühlmann, Kustos für „Marine Tiergruppen“ am Museum für Naturkunde in Berlin, Mitglied des internationalen Komitees zur Erforschung und zum Schutz der Korallenriffe

Der Griff nach den Atollen

Radioaktiver Korallenstaub regnete auf japanische Fischer nieder, nachdem am 1. März 1954 über Bikini eine amerikanische Wasserstoffbombe detoniert war. Funker Kuboyama (links) mußte sterben. Vor kurzem erst wurde nach geheimen Unterlagen des Pentagon enthüllt, daß die Militärs den „Test“ mit voller Absicht zu einem Zeitpunkt starteten, da eine Luftströmung die Strahlenwolke über befahrene Seegebiete und bewohnte Inseln führen mußte.

Es war im März 1873, als Ernst Haeckel in Begleitung mehrerer Professorenkollegen auf einer Dampfkorvette der ägyptischen Marine die Küste der Sinai-Halbinsel vor Tur erreichte. Märchenhaft das Bild, das sich den Reisenden – vor der Epoche autonomer Tauchgeräte – bereits vom Bootsrand aus im stillen Wasser der Korallenriffe zeigte.

„Diese Pracht zu schildern vermag keine Feder und kein Pinsel… Hier unten in der blauen Tiefe ist eigentlich alles mit bunten Blumen überhäuft und alle diese zierlichen Blumen sind lebende Korallentiere. Die Oberfläche der großen Korallenblöcke ist mit Tausenden von lieblichen Blumensternen bedeckt. Auf den verzweigten Sträuchern sitzt Blüthe an Blüthe. Die großen bunten Blumenkelche zu deren Füssen sind ebenfalls Korallen… Rothe Seesterne, violette Schlangensterne und schwarze Seeigel klettern in Menge auf den Aesten der Korallensträucher; der Schaaren bunter Muscheln und Schnekken nicht zu gedenken… Ein rothbrauner, mit seltsamem Helmschmuck an dem gepanzerten Haupte ausgestatteter Drachenkopf jagt eine ganze Schaar von kleinen goldgelben Lippfischen vor sich her.“

Soweit die Leseprobe aus Haeckels Buch „Arabische Korallen“, das mit seinen eindrucksvollen Abbildungen heute kaum mehr in einer Bibliothek zu finden ist. Die Erforschung der Riffe hat ungeahnte Fortschritte gemacht (wenn sie auch bei weitem nicht als abgeschlossen gelten kann); aus dem Riffgürtel der tropischen Meere, der sich von der Karibik über Madagaskar und die Malediven bis nach Australien und Hawaii erstreckt, werden nicht nur wohlschmeckende Fische und Schalentiere, sondern in zunehmendem Umfang auch biologisch aktive Wirkstoffe niederer Organismen gewonnen; bestimmte Zonen liefern Baumaterial und Erdöl. Korallenriffe bilden den festen Grund Tausender Inseln, sie schützen ausgedehnte Küsten mit blühenden Dörfern und ganzjährig belebten Touristenstränden.

Idyll auf Abruf

Jahrhunderte hatten die Menschen Ozeaniens ruhig und zufrieden inmitten des Pazifiks auf ihren Atollen Bikini, Eniwetok und Runit gelebt. Das Riff mit seinen Fischen, Langusten, Schnecken und Muscheln, die Kokospalmen mit ihren großen Nüssen spendeten Nahrung. Regen- und Tauwasser wurde in Schalen von Riesenmuscheln, später in Traufen aufgefangen. Bastfasern für Matten und Kleidung, Bauholz für Wohnhäuschen und Kanus, Palmenwedel für die Dächer lieferten Kokos- und Pandanuspalmen.

Bis fremde Herren kamen, Missionare, Kaufleute, Polizisten, Kolonialbeamte aus Europa, danach das Invasionsheer der Japaner. Am schlimmsten aber erwiesen sich diejenigen, die sich vor der Welt verpflichtet hatten, „für den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt“ im Bereich des gesamten Westpazifiks zu sorgen, die Gemeinschaften der Inselbewohner auf die Selbstverwaltung oder Unabhängigkeit vorzubereiten. Unter dieser Voraussetzung hatte der UNO-Sicherheitsrat den USA die zeitweilige Treuhänderschaft über die Pazifischen Inseln erteilt. Doch was geschah…

Zwangsweise wurden – wohlgemerkt, nach dem Ende des Krieges – mehrere tausend ahnungsloser Menschen von ihren heimatlichen Atollen nach weit abgelegenen, öden Inseln verbracht, die ihnen nicht ausreichend Nahrung boten, nicht genügend Platz zum Wohnen, die ihnen niemals Heimat werden konnten.

Auf Bikini, Eniwetok und Runit aber detonierten Nuklearsprengsätze. Jeder einzelne hatte eine Sprengwirkung, die sechshundertmal größer war als die Atombombe von Hiroshima. Ungeheure „Glokken“ aus Gischt, verbrannter und geschmolzener Erde, zerfetzten und zerstrahlten Pflanzen und Tieren wölbten sich über den Atollen. Insgesamt mehr als sechzigmal.

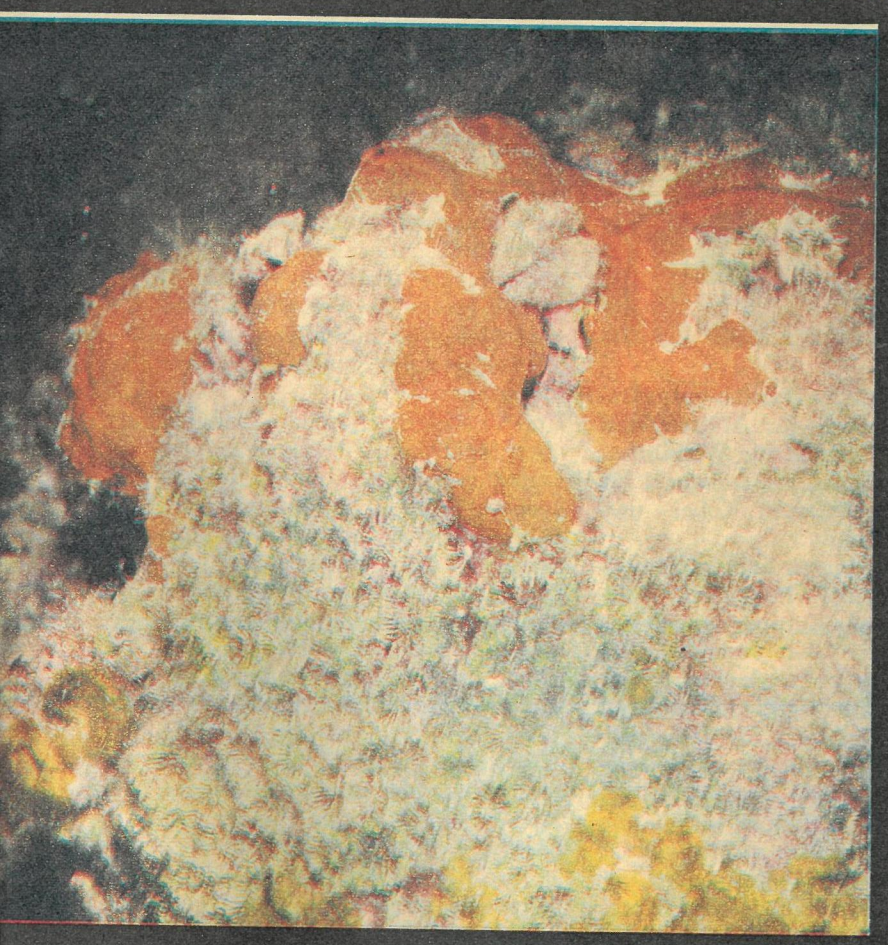
Und die Wiederbesiedlung, die 1968 begann – war sie nicht ebenso ein von langer Hand vorbereitetes, eiskalt ausgeführtes „Experiment“ wie seinerzeit die 350 Kilometer breite Todeswolke, aus der sich radioaktiver Staub nicht nur über die Flotte japanischer Fischer, sondern auch über die Bewohner der Atolle Rongerik, Rongelab und Utirik ergoß? Nach allem, was sich ereignete, liegt ein solcher Verdacht nahe. Allzu nahe.

Fest steht, daß der Strahlengehalt der verwüsteten Inseln noch immer weit über den zulässigen Werten liegt; Rücksiedler erkrankten, neu angepflanzte Palmen vergilbten. Weder Fische noch Krabben sind genießbar, Vögel und Seeschildkröten verloren die Fähigkeit zur Vermehrung.

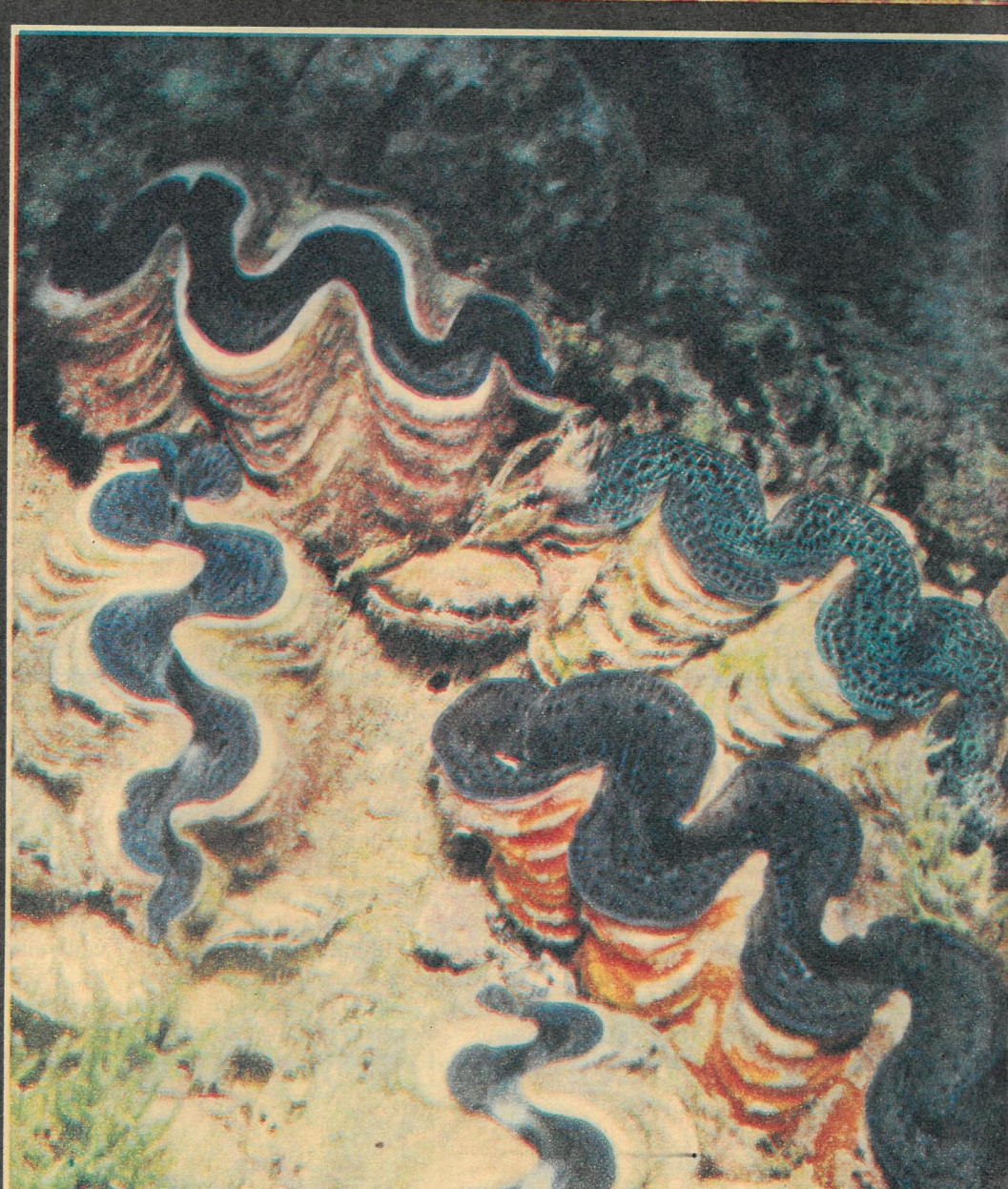
Unheilbare Krankheiten befielen die Menschen, Hautgeschwüre, Leukämie (Zerfall der roten Blutkörperchen), Mißbildungen der Schilddrüse, die anstelle von Hormonen Tumore erzeugte. Schließlich rafften sich die US-Behörden zu einer „Entschädigung“ auf; kostenlos wurden Schilddrüsen operiert, 100 000 Dollar erhielt jeder Patient. Eine Summe, die ihn nicht davor bewahrte, künftig wie ein Aussätziger zu leben. Männer und Frauen mit der charakteristischen Narbe am Hals finden keinen Ehepartner, selbst den Angehörigen ist ihre Nähe unheimlich.

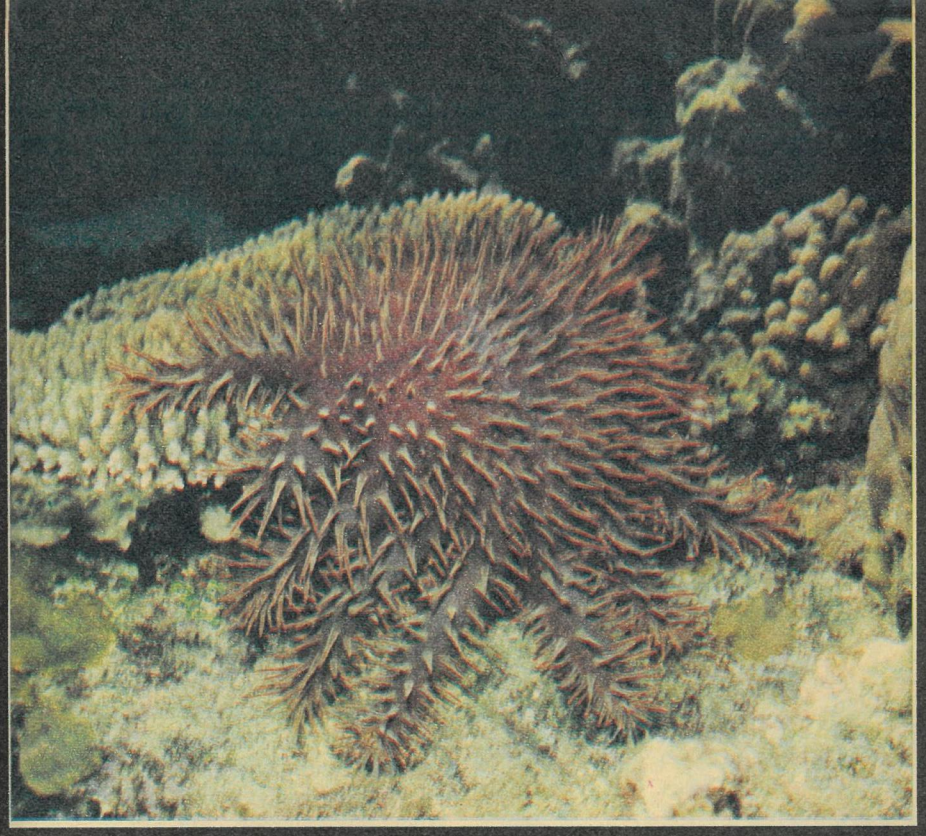
Geradezu ungezügelt entwickeln die Militaristen der USA ihre Gier nach strategischen Stützpunkten in den Räumen der äquatornahen Weltmeere. Ein Beispiel für viele: das Atoll Diego Garcia des mitten im Indischen Ozean gelegenen

Fortsetzung Seite 54



Der Griff nach den Atollen





Links oben: In diesem Aquarell schildert Haeckel – etwas zu „bunt" freilich – das Leben im Riff. Wenngleich sich in der gedrängten Fülle der vielen verschiedenartigen Lebewesen kleine und große Räuber ständig auf Beutejagd befinden, ist doch der Tisch für alle gedeckt, und Nachkommen wachsen fortlaufend heran. – Nebenstehend: Die „Dornenkrone", ein Seestern, einer der ärgsten Korallenfeinde. Er stülpt über sie den fast fließend weichen Magen aus, der sich jeder Unebenheit der bizarren Skelettstrukturen anzupassen vermag. Früher selten, treten Dornenkronen überall dort in Massen auf, wo Riffgebiete Verschmutzungen großen Ausmaßes ausgesetzt sind. Sie haben bereits hunderte Quadratkilometer Unterwasserlandschaften in öden Felsengrund verwandelt. – Links unten: Sterbende Korallen. Ihre Behausungen werden von anderen Organismen besiedelt. Das Foto zeigt am unteren Rand einige noch lebende bräunlichgelbe Korallenkelche, darüber Algen in zartgrünen und rosa Tönen und oben ziegelrote Schwämme. Die Farben jedoch täuschen nicht über die Verheerung hinweg. – Mitte: Invasion von „Konkurrenten". Nach dem Zerfall einer Korallenkolonie werden frei gewordene Flächen unter bestimmten Bedingungen von Riesenmuscheln besiedelt – jenen Weichtieren, deren Schalenpaar ein Gewicht von 300 Kilogramm erreichen kann. Rechts unten: Den Würmern verfallen. Bauten in den Riffen, Unterwassersprengungen und -planierungen führen zu lang dauernder Trübung des Wassers. Schwebstoffe senken sich auf die Korallen herab, erstikken sie. Würmer mit spiraligen Fiederfangarmen legen dann ihre Wohnröhren wie hier im einstigen Revier der Porenkorallen an.

Der Griff nach den Atollen

Tschagos-Archipels. Die britische Regierung überließ das nur 29 Quadratkilometer umfassende Eiland für zunächst fünfzig Jahre den US-Streitkräften.

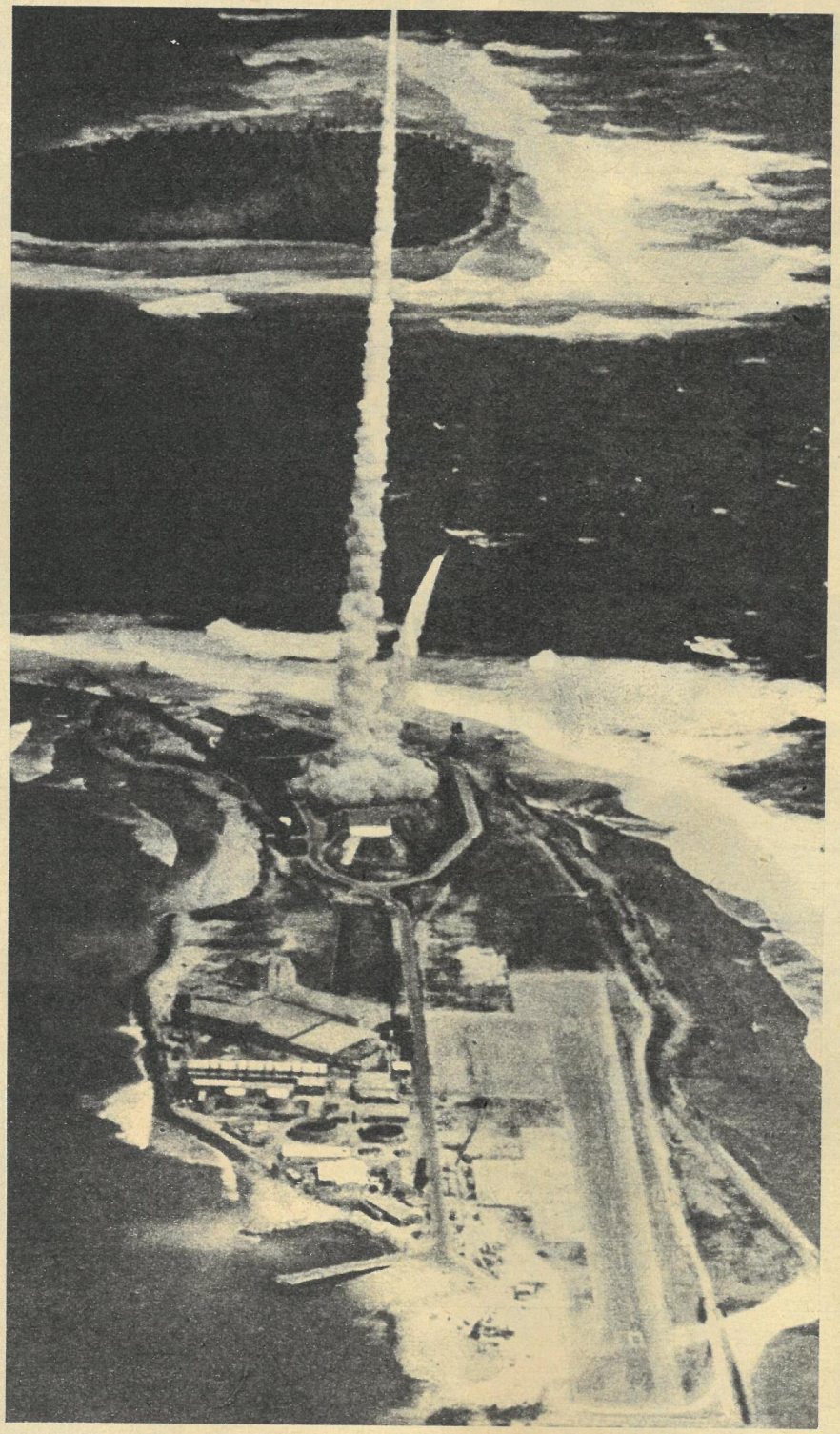
Die Bewohner Diego Garcias wurden nach Mauritius verbracht. Bulldozer vernichteten den Kokospalmenwald, planierten Rollbahnen für superschwere Bomber. Waffen- und Munitionsdepots, Dockanlagen für U-Boote, Tanklager und Hafenbauten für raketentragende Schiffsverbände und Flugzeugträger entstanden, werden noch immer erweitert. Die Einlagerung von Atomsprengköpfen ist in vollem Gange, Neutronenwaffen und chemische Kampfstoffe sollen folgen – laut Präsident Reagan zum Einsatz in Süd- und Ostasien bestimmt.

Auf dem Marianen-Eiland Tinian befindet sich das größte Lager mit amerikanischen Atomsprengköpfen. Von dort starteten Fernbomber zu ihren Terrorflügen gegen Korea und Vietnam; seitdem ging Tinian als exterritorialer Stützpunkt in den Besitz der USA über. Inseln der Palau-Gruppe sind als neue Basis der 7. amerikanischen Flotte vorgesehen.

Wüten ohne Erbarmen

Allein der Bau solcher Einrichtungen auf Koralleninseln, die Anlage technisch aufwendiger, höchst materialintensiver Konstruktionen in dieser bisher kaum berührten Umwelt verursacht unmittelbare, nicht wieder gutzumachende Schäden. Durch die Vernichtung der Pflanzendecke, das Abholzen der Wälder, das Abbrennen der Krautschicht sowie durch Planierungsarbeiten und Erdbewegungen im Küstenbereich wird der Mutterboden freigelegt und von den tropischen Regengüssen ins Meer geschwemmt. Dort senkt er sich auf die Riffe ab und erstickt sowohl die Korallen als auch die meisten anderen Rifforganismen. So hat das Vorgehen der Stützpunktbauer eine doppelt negative Wirkung: Der Verlust an fruchtbarem Boden verringert über Wasser die landwirtschaftlichen Ertragsmöglichkeiten, unter Wasser führt die Zerstörung der Riffe zur biologischen Verödung des Litorals, der Flachwasserzonen. Das heißt: Selbst wenn Bewohner solcher Inseln später einmal in ihre Heimat zurückkehren wollten, wird ihnen die Daseinsgrundlage entzogen sein!

Durch Unterwassersprengungen werden alle Meeresorganismen in weitem Umkreis getötet. Die bei den Detonationen aufgestörten Feinsedimente schweben jahrelang als Schluff im Wasser, ehe sie wieder auf dem Grund angelangt sind. In Massen werden sie in die Riffe verdriftet und setzen sich auf den gegenüber Sedimenten sehr empfindlichen Korallen ab. Diese Suspensionen vermindern gleichzeitig



In eine von Beton und Radarantennen starrende Plattform für Experimente mit Interkontinentalraketen verwandelten die USA das pazifische Atoll Kwajalein (Foto: Raketendoppelstart). Vor kurzem erhob sich von der Insel der Prototyp einer als „Abwehrwaffe" deklarierten, unter Bruch eines entsprechenden Abkommens mit der UdSSR entwickelten „Killerrakete". Startschuß zum neuen 25-Milliarden-Dollar-Programm der Rüstungskonzerne.

den Gehalt des Wassers an gelöstem Sauerstoff. Eine weitere Ursache dafür, daß die Korallen, die Schwankungen der Sauerstoffzufuhr schlecht vertragen, in ihrem Bestand geschädigt werden.

Der in den Lagunen in Mengen anfallende Kalksand wird an Ort und Stelle mit Baggern aufgenommen und dem Bau von Pisten, Hallen, Docks, Molen und Unterkünften zugeleitet. Die damit im Lagunenwasser freigesetzen Nährstoffe führen zur Eutrophierung, zur Wachstumsexplosion des Planktons; die „Blüte" der winzigen Schwebewesen nimmt den Korallen im Sinne des Wortes Licht und Leben.

Rücksichtslos werden Kalksteinbänke, große, lebende Korallenkolonien, für die Militärsiedlungen aus den Riffen gebrochen, im Ganzen verbaut oder zu Zement zermahlen. So verlieren die Riffe ihre mechanische Festigkeit gegen die anstürmenden Wellen, ganze Inseln können ein Opfer entfesselter Wassermassen werden. Häuser und Straßen werden vernichtet, Menschen und Haustiere von den Fluten hinweggefegt.

Abwässer, Berge fortgeworfener Abfälle bringen weitere Dauerschäden – sauerstoffarme Wasserschichten bilden sich, es gibt Konzentrationen von Schwefelwasserstoff über dem Grund. Die Korallenskelette verschmutzen, veralgen, zeigen ein grauses Bild der Verödung. Hingegen können sich bestimmte Meeresringelwürmer wie auch verschiedene Schwämme und Seewalzen unter Abwassereinfluß stark vermehren. In Massen eingeleiteten Abwässern folgt häufig eine Aussüßung des Seewassers. Die Korallen, die auch gegenüber Salzgehaltsschwund höchst empfindlich sind, gehen in einem Gemisch aus 75 Prozent See- und 25 Prozent Süßwasser innerhalb einer Woche zugrunde.

Als Ölschlamm, Ballast-, Tank- und Bilgerückstände gelangen in dem ständigen Manövrierbereich von Schiffsverbänden, Fahrzeugkolonnen und Flugzeuggeschwadern Treibstoffe und Schmieröl ins Wasser. Die hochgiftigen aromatischen Öle wirken meist sofort tödlich auf Meeresorganismen. Da sie außerdem verhältnismäßig schnell von organischen Schwebstoffen aufgenommen werden, gelangen sie umgehend ins Nahrungsnetz der weiter entfernt lebenden Meerestiere. Schwere Ölrückstände dagegen sinken ab und werden in den Sedimenten nur langsam abgebaut. Zur Zersetzung von einem Liter Erdöl sind bei natürlichem, bakteriellem Abbau 320 000 Liter sauerstoffgesättigten Meerwassers nötig. Den Ölfilmen und Teerschichten fallen außer den wirbellosen Tieren des Riffes auch Fische und Seevögel zum Opfer.

Um die vielen auf einem Militärstützpunkt konzentrierten Menschen mit Wasser zu versorgen, wird Süßwasser unmittelbar aus dem Meer gewonnen. Die dafür notwendigen Entsalzungsanlagen erhöhen durch Salzlaken und Kühlwasser nicht nur Salinität und Temperatur im Einflußgebiet, sie geben obendrein noch schädlich wirkende Metalle wie Kupfer, Zink und Nickel ab. Solche Abwässer besitzen eine hohe Dichte und fließen direkt über Grund, also über die Korallen hin. Obwohl einige Korallenarten einen Salzgehalt bis 48 vom Tausend vertragen, werden die meisten allein durch den Salinitätssprung abgetötet.

Erstbesiedler toter Riffsubstrate und Korallenskelette sind Blaualgen. Sonst eßbare Fische, die diese Algen abweiden, werden häufig giftig – eine Erscheinung, die man „Ciguatera" nennt. Menschen erkranken nach dem Genuß solcher Fische, es kommen sogar Todesfälle vor. Vorangegangen aber ist das Sterben der Korallen. Man kann beobachten, daß die Ciguatera sich mit fortschreitender Zerstörung eines Korallenriffes in dem Maße ausbreitet, wie sich Blaualgen angesiedelt haben.

Für das große Korallensterben, das in weiten Gebieten des Pazifiks und Atlantiks eingesetzt hat, werden seitens der von westlichen Konzernen beherrschten Presse in irreführender Weise ausschließlich

natürliche Ursachen genannt, etwa die im Pazifik 1982/83 herrschende Wettersituation. Über viele Wochen unveränderte Wind- und Wasserströmungen – als „El Niño" bekannt – blockierten angeblich den Wasseraustausch zwischen Tiefsee und Oberfläche, wodurch es zu einem derartigen Temperaturanstieg in den Riffen gekommen sei, daß Symbiosealgen und Korallentiere zugrunde gingen.

So dargestellt, ist das ein Versuch, die Wahrheit zu verschleiern. Denn jede biologische Lebensgemeinschaft kann selbst auf eine drastische Verschlechterung der Umweltverhältnisse um so erfolgreicher reagieren, je stabiler und gesünder das System und seine Mitglieder sind. Umgekehrt: Bei einer „Überhitzung" des Flachwassers treten katastrophale Folgen für die Riffbewohner vor allem auf, wenn „anthropogene", vom Menschen eingebrachte Fremdstoffe die im Riff heimischen Lebewesen schon zuvor geschädigt haben.

Ein Atoll – es geht uns an!

Was würde wohl Ernst Haeckel sagen, sähe er – hundert Jahre später – seine einst so üppigen Korallenriffe mit den vielgestaltigen Stein-, Horn- und Lederkorallen verödet, Muscheln, Schwämme und Aktinien unter einer Schicht von Kalkgeschwebe und Atomstaub begraben, verlassen von allen Fischen und Krustentieren…?

Er stünde mit Gewißheit in der vordersten Reihe der Mahner und Streiter, würde uns das Schicksal der Riffe und Atolle, jener fernen Randzonen zwischen Land und Meer, als ein Lehrbeispiel darstellen für die Gefahren, die den Lebensgrundlagen der Menschheit drohen durch Profitsucht und Kriegsvorbereitung.

So verstreut die Bewohner der sogenannten Treuhandgebiete im westlichen Pazifik sein mögen (136 000 auf zweitausend Inseln und Atollen in einem Meeresraum von 7,5 Millionen km²), so beschränkt ihre Informationsquellen und zu einem großen Teil noch ihre Bildung – ist sich dennoch die Mehrheit einig in der Ablehnung der amerikanischen Ansprüche auf eine Verewigung der historisch überholten Vorherrschaft. Leute auf den Marianen und Karolinen, den Marshall-Inseln und der Inselgruppe Palau gehen dazu über, sich den hektischen Plänen zur „Assoziierung" ihrer heimatlichen Territorien mit den USA – das heißt: einer kaum verhüllten Annektion – zu widersetzen. Sie vermögen nicht einzusehen, weshalb in ganzen Bündeln von „Begleitabkommen" ein Recht der US-Streitkräfte verankert werden sollte, auf den Inseln Massenvernichtungsmittel aller Art („beliebige radioaktive und andere toxische Stoffe") anzuhäufen; sie glauben nicht an eine vorgebliche „Bedrohung" dieser entlegenen Eilande durch die Sowjetunion. So lehnten die Bewohner Palaus 1983 bei einer Volksbefragung jegliche Verhandlungen über ein solches Ansinnen entschieden ab.

Ehemalige Bewohner des Bikini-Atolls forderten, die USA sollten zu Lasten ihrer Militärausgaben jede technisch mögliche Anstrengung unternehmen, um die durch Atombomben verwüsteten Inseln als Lebensräume wiederherzustellen.

Als ein Zeichen ökologischer Vernunft könnte man die Konferenz über die Gesunderhaltung des Karibischen Meeres werten, zu der sich im Mai vorigen Jahres 27 Anliegerstaaten unterschiedlicher gesellschaftlicher Systeme – unter ihnen Kuba, Nikaragua, Honduras wie auch Vertreter der USA – in der kolumbianischen Stadt Cartagena zusammenfanden. Allerdings ist der Weg von derartigen Diskussionsrunden zu einem spürbaren Umschwung meist sehr weit, häufig unterbleiben sogar die ersten Schritte.

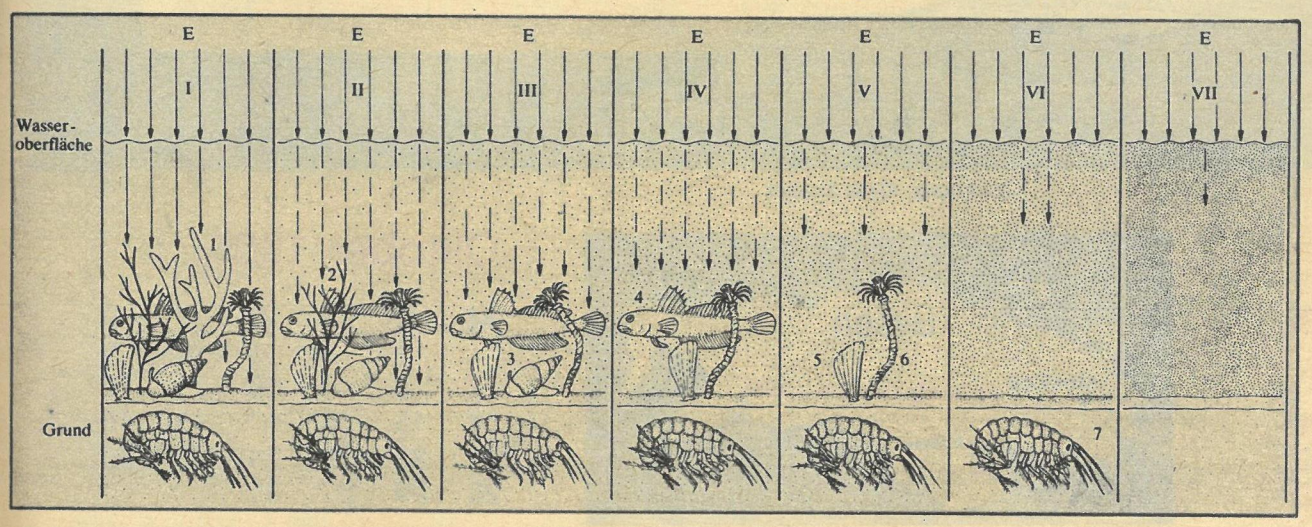
Wie in aller Welt erweist sich auch im karibischen Raum, daß der ökologische Fortschritt von den Staaten ausgeht, die Maximalprofit und Machtstreben durch eine neue Gesellschaftsordnung überwanden… Kubas revolutionäre Regierung widmet den Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt seit Jahren erhöhte Aufmerksamkeit. An den Küsten genießen nicht nur Langusten und Seeschildkröten die zur Erhaltung der Bestände nötigen Schonfristen, inzwischen wurden ganze Abschnitte von Korallenriffen unter dauernden Schutz gestellt. Das Abschlagen von Korallen, das Sammeln lebender Meerestiere und ihre Ausfuhr sind heute grundsätzlich untersagt.

Eine Neuigkeit aus Kuba erfuhr ich erst vor kurzem. Wie Professor Dr. Dario Guitart Manday bei einem Besuch in Berlin berichtete, werden auf Betreiben der Kubanischen Akademie der Wissenschaften in besonders schönen, unschwer zugänglichen Riffgebieten druckfeste Unterwasserkabinen installiert; wie ein Museum oder ein Schauaquarium stehen sie jedem Besucher offen. Durch Kristallglasfenster hat er vor Augen, was Ernst Haeckel als einer der ersten beschrieb:

„Metallglänzende Fische von den sonderbarsten Formen und Farben spielen in Schaaren um die Korallenkelche, gleich den Kolibris, die um die Blumenkelche der Tropenpflanzen schweben… Noch viel mannichfaltiger sind die wirbellosen Tiere der verschiedensten Klassen, welche auf den Korallenbänken ihr Wesen treiben. Zierliche, durchsichtige Krebse aus der Garnelengruppe schnellen haufenweis vorüber, und bunte Krabben klettern zwischen den Korallenzweigen…"

Schauspiel der Natur – mehr als ein Schauspiel. Anschauungsunterricht für die heute lebende Generation. Nahezu unerschöpflich erscheint die biologische Produktivität des Lebensraumes „Riff". Im Vergleich zum offenen Ozean bringt er an Biomasse das Sechzigfache hervor – ein Reichtum, den der Mensch in wachsendem Umfang nutzen kann, wenn er nur die Schatzkammer selbst vor der Zerstörung bewahrt.

Fotos: Verfasser (7), FW-Archiv



Zuerst sterben die Korallen… Je mehr Trübstoffe, Abfallprodukte und Gifte in das Meerwasser gelangen, desto mehr Lebewesen der Riffe sterben ab. Den Korallen (1) folgen die Algen (2), dann verschwinden Schnecke (3) und Grundel (4). Schließlich finden selbst Muschel (5) und Röhrenwurm (6) keine Daseinsbedingungen mehr. Wandert auch der Flohkrebs (7) aus, bleiben nur anaerobe Bakterien, die stinkende Schwefelwasserstoffe hervorbringen.

Im nächsten Heft:

Zünglein an der Waage

Wie gut wird unser Garn gesponnen? Jedes Gramm mit höchstem Nutzen einzusetzen, bemühen sich die Baumwollspinner aus Mittweida. Unsere Reporter berichten über den VEB Kombinat Baumwolle.

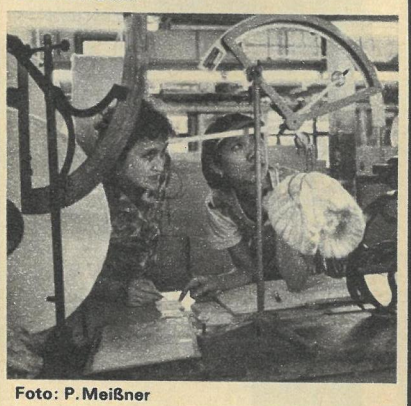


Foto: P. Meißner

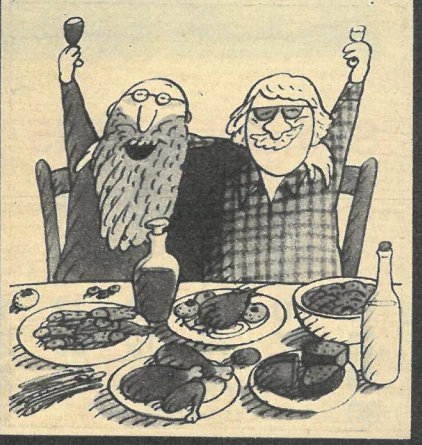
Ein Lied für José

FW-Besuch bei jungen Nikaraguanern, die – bei der Verteidigung ihres Landes schwer verwundet – in der DDR medizinisch betreut werden.

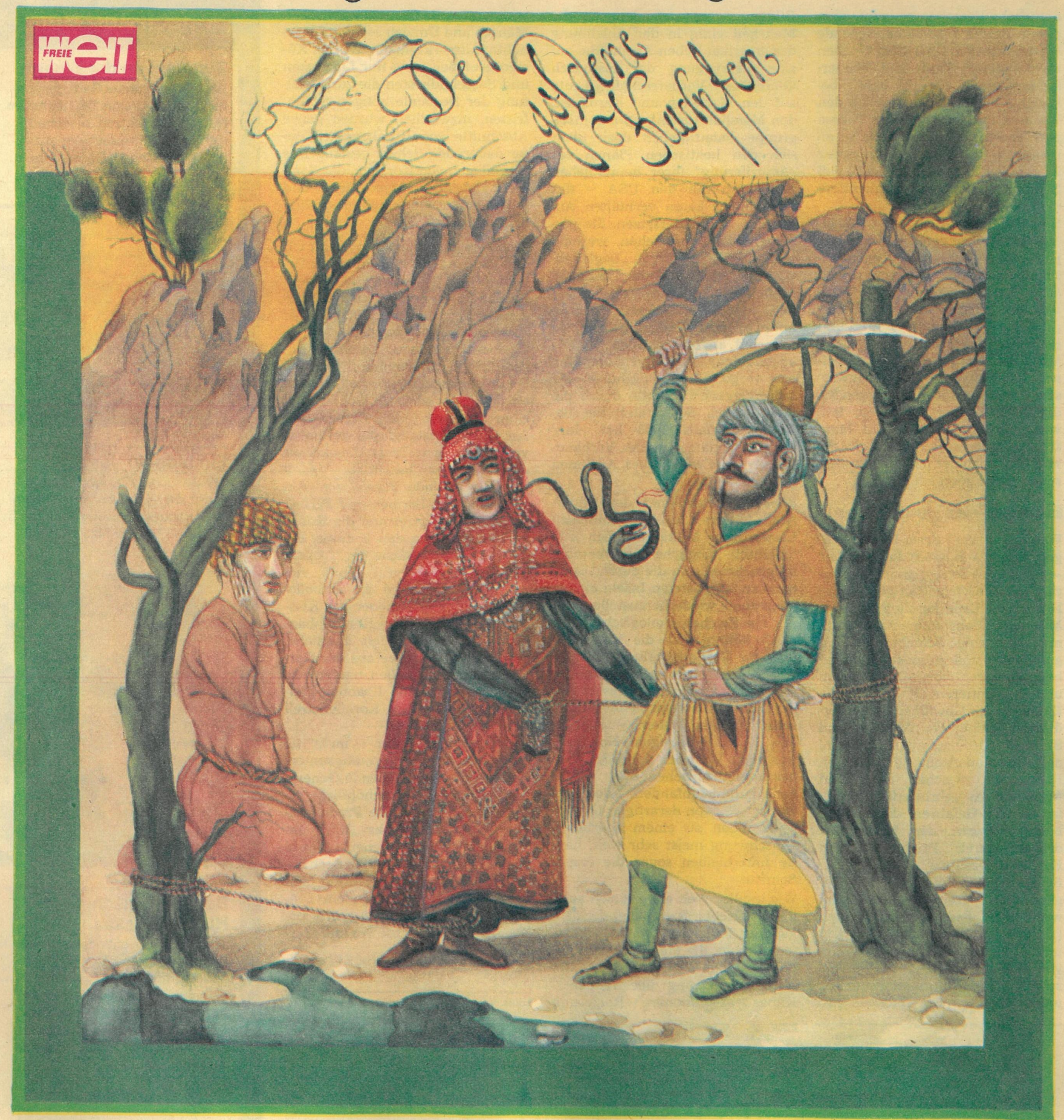
Foto: D. Christel

Bei abchasischen Hundertsassas

In einer unkonventionellen Reisereportage erleben Manfred Bofinger (Zeichnungen) und Bernd Siegmund (Text), wie schnell in Abchasien, dem natürlichen Altersheim der Schwarzmeerküste, ein relativ junger FW-Reporter alt aussehen kann.



Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



Zeichnung: Klaus Ensikat

September 1985

M	D	M	D	F	S	So
						1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30						

Oktober 1985

M	D	M	D	F	S	So
	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31			

Liebe Mädchen und Jungen! Die FREIE WELT-Märchenserie – Text auf Seite 41 – will Euch auch mit den kleinen sowjetischen Völkerschaften bekannt machen. Wenn Ihr die sechs Teile sammelt, könnt Ihr Euch Weihnachten einen Kalender basteln; die Schnur zieht Ihr durch die beiden angedeuteten Löcher. Und wenn Ihr jedes Mal mitmacht, habt Ihr ein Märchenbuch, das immer dicker wird… In diesem Jahr stellen wir Euch Völker vor, die in Mittelasien leben: Es sind die Beludshen, Dunganen, Usbeken, Karakalpaken, Uiguren und Kasachen.